

## 4. Nervenstarke Wege zum Erfolg

---

Von den Nerven hängt vieles ab: die Kognition, die Motorik, die sensorische Reizübertragung und damit letztlich auch die Leistungsfähigkeit des gesamten Organismus. Das macht sie nicht nur für die Medizin, sondern auch für die hier untersuchten Erfolgsratgeber interessant. Schon an Titeln wie Hugo Schimmelmanns *Energie! Nervenkraft! Gesundheit! Charakterstärke! Erfolg!* (1913) oder Wilhelm Glücks *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich* (1932) wird klar, welche Verbindungen das Thema Erfolg mit der medizinischen Kategorie der Nerven eingeht. Aber selbst in Ratgebern, die sich nach außen hin ganz dem Erfolg als Oberthema verschreiben, werden die Nerven als wichtiger Teilaспект behandelt. So bezeichnet Oscar Schellbach in *Mein Erfolgs-System* (1928) die Nervenkraft als das »kostbarste Gut« (17), da von ihr die Fähigkeit zur Konzentration und damit die Zusammenziehung der Gedanken auf eine Erfolgsidee abhänge (vgl. 16f.) (vgl. 3.3). Genealogisch gesehen ist das Themengebiet der Nerven freilich viel älter und spielt schon in der antiken Medizin der Vorsokratiker eine Rolle.<sup>1</sup> Zu einem populären Topos, der den öffentlichen Diskurs um 1900 maßgeblich bestimmt, werden die Nerven vor allem durch die Arbeiten des amerikanischen Arztes George Miller Beard zur Neurasthenie.<sup>2</sup> Da die Neurasthenie laut Beard den Lebensbedingungen der modernen Zivilisation entspringt, ist sie das Signum der Zeit, unter dem die Erschöpfung zu einem Kollektivgefühl und nervöse Empfindlichkeiten zu einer Modeerscheinung aufsteigen.<sup>3</sup> Hingegen ist Erfolg um 1900 noch ein »Begriffssparvenu«<sup>4</sup>, der erst durch »die Freiga-

1 Vgl. Karl Eduard Rothschuh: *Physiologie im Werden*. Stuttgart 1969, 111.

2 Vgl. Andreas Steiner: »Das nervöse Zeitalter. Der Begriff der Nervosität bei Laien und Ärzten in Deutschland und Österreich um 1900. Zürich 1964, 114f; Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturreditik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt/New York 1999, 124f.

3 Vgl. zur Bedeutung der Erschöpfung im Symptompool der Neurasthenie Edward Shorter: *Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten*. Reinbek bei Hamburg 1994, 380-384; der Schweizer Psychotherapeut Paul Dubois bezeichnet die Neurasthenie als Modekrankheit, weil er ihre vermeintliche epidemische Verbreitung auf die geschickte Namensgebung durch Beard, die lediglich ein bekanntes Phänomen neu benenne, zurückführt (vgl. ders.: *Die Psychoneurosen und ihre seelische Behandlung*. Bern 1910, 33).

4 Rudolf Helmstetter: »Wille und Wege zum ›Erfolg‹. Zu den Anfängen der Erfolg-Propaganda in Deutschland«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 61-92, hier 62.

be vertikaler sozialer Mobilität<sup>5</sup> aufkommt. Angesichts dessen ist davon auszugehen, dass bei einigen Ratgebern die Erfolgsthematik dem Topos der Nerven lediglich aufgepfropft wird, was zur gleichen Zeit auch in anderen Ratgebergenres wie etwa der Manierenliteratur passiert.<sup>6</sup>

Nicht zuletzt aus diesem Grund wurden für das vorliegende Kapitel drei Ratgeber ausgewählt, die sich eingehend mit den nervenmedizinischen Grundlagen des Erfolgs befassen und innerhalb des Gesamtkorpus ein eigenständiges Segment bilden. Den Anfang hierzu macht der Ratgeber *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* (1904) von Harry Winfield Bondegger (vgl. 4.1). Dort wird der Erfolg zunächst als Resultat der regelmäßigen Relaxation dargestellt, einer Entspannungsübung, bei der durch völlige Ruhe kosmische Energie aufgenommen wird, die zur Behebung von diversen neuropathischen Erfolgsheimmessen wie Schwäche, Unlust und Niedergeschlagenheit beiträgt. Bei Bondegger ist das Institut des Ratgebens eng an einen pseudomündlichen Redemodus gekoppelt, der charismatische Züge trägt und eine unbedingte Kooperationsbereitschaft vom Leser fordert. Diese affektive Überhöhung der Autorposition erklärt sich nicht zuletzt aus dem Umstand, dass Bondegger kein Nervenarzt ist und das daraus resultierende Autoritätsdefizit auf irgendeine Weise kompensieren muss. Auch die beiden anderen hier behandelten Autoren sehen sich mit diesem Problem konfrontiert. So bemüht sich Willy Eppenstein in seinem Ratgeber *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück?* (1913) um eine wissenschaftliche Schreibweise, die zur Institutionalisierung der Ratgeberfunktion das Format des Lehrgangs wählt (vgl. 4.2). Demgegenüber setzt Emil Peters in *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit* (ca. 1918/19) auf das populäre Narrativ des Bildungsromans, in dessen Namen er Ratschläge zur Nervengesundheit und zu einer erfolgreichen Lebensführung im Sinne einer harmonischen Ich-Entwicklung erteilt (vgl. 4.3). Überhaupt liegt auch in diesem Segment eine enge Verzahnung der narrativen mit der institutionellen Ebene vor. Neben einer autobiographischen Heilserzählung (Bondegger), die in einer alternativlosen Sequenzierung von Behandlungserfolgen die rasche Wirkungsdauer einer Nervenexpresskur vorführt, werden fiktive Beispiele zur Evidenzierung von neurophysiologischen Vorgängen (Eppenstein) oder räumlich codierte Weltmodelle zur Beschreibung einer von Nervenleiden bedrohten Wirklichkeit (Peters) dargeboten.

Die Nerventhematik fußt zweifelsohne auf einem spezifischen Wissen. Eine zentrale Stellung nimmt hierbei der Begriff der Nervenkraft ein. Er erfährt nicht nur in allen drei Texten eine gesonderte theoretische Fundierung, er ist auch eng an die zeitgenössischen Erkenntnisse aus den Bereichen der Elektrotechnik oder der physikalischen Energielehre angelehnt.<sup>7</sup> Entsprechend soll er die Unterscheidung zwischen einer normalen und pathologischen Nervenleistung ermöglichen, von der es letztlich abhängt, in welcher Weise das Subjekt über notwendige Erfolgsfaktoren wie Konzentration, Selbstbewusstsein, Mut, Willensstärke und Tatkraft verfügt. Gleichzeitig dient er dazu, das

5 Ebd., 75.

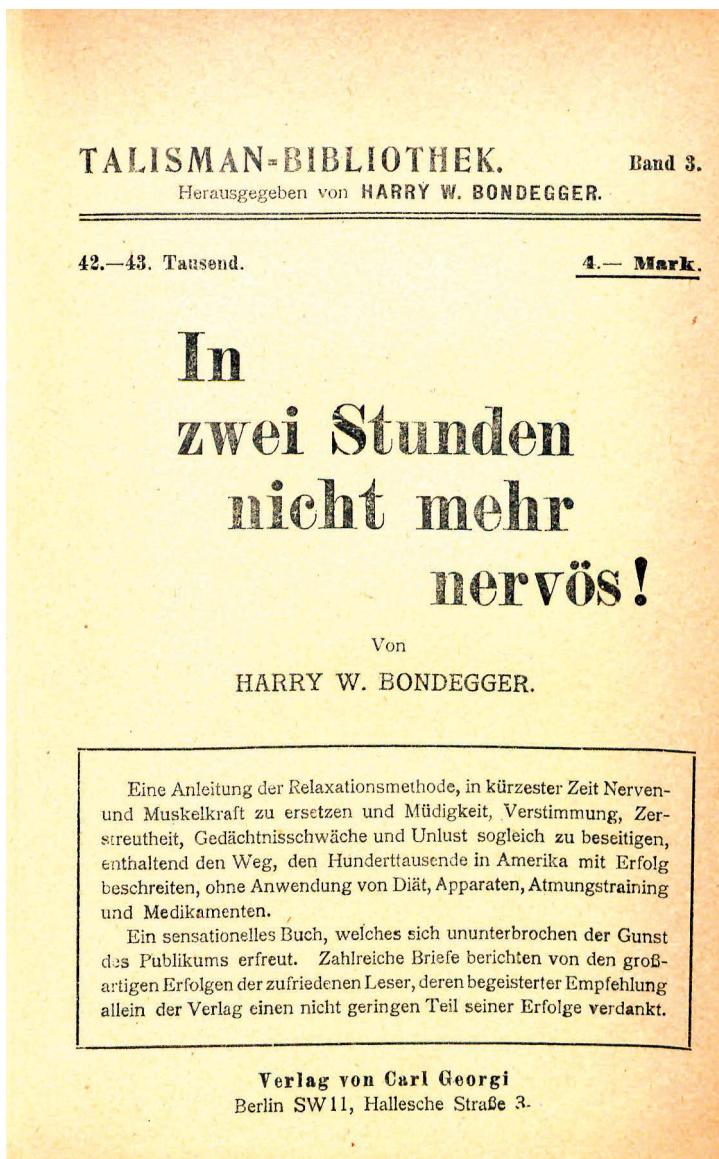
6 Vgl. ebd., 87.

7 Vgl. Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München/Wien 1998, 232–246.

Verhältnis des Subjekts zu seiner Umwelt zu bestimmen, wenn an ihm die Belastungen der modernen Industriearbeit (Peters) oder die Stärke der Nation (Eppenstein) bemessen werden. Mit dem Begriff der Nervenkraft steht den Erfolgsratgebern also eine Kategorie zur Verfügung, die das individuelle Leistungspotenzial im Kontext konkreter lebensweltlicher Strukturen adressierbar macht und derart eine objektive Referenz für alle Ratschläge bereitstellt, die sich auf die neurophysischen Grundlagen des Erfolgs beziehen. In genau diesem Sinne instituiert er die Regeln zu einem leistungskonformen Verhalten.

#### 4.1 Harry W. Bondegger: In zwei Stunden nicht mehr nervös! (1904)

Abbildung 23: Deckblatt.



Harry Winfield Bondeggers Ratgeber *In zwei Stunden nicht mehr nervös!*<sup>8</sup> (1904) ist der erste Text aus der Gruppe von Texten, die sich dem intrikaten Nexus aus Erfolg und Nerven widmet. Dabei sticht zunächst das reich bedruckte Frontcover ins Auge. Dieses enthält, wie man der Abbildung entnehmen kann, neben dem prominent angebrachten Titel in fetten Lettern gleich mehrere Informationen zum Preis (»4 Mark«), zur Auflage (»42.–43. Tausend«), zur Reihe (»Talisman-Bibliothek«), zum Verlag (»Verlag von Carl Georgi«) und zum Erscheinungsort (»Berlin«). Eine Art Vorschau auf den Buchinhalt liefert hingegen das eingerahmte Textfeld, das sich direkt unter dem Titel befindet und ein gutes Drittel der Seite einnimmt. Es bietet nicht nur eine erste Bestimmung von Bondeggers Erfolgsbegriff, sondern auch einen Einblick in die teils findige Rhetorik seines Ratgebers. Der Erfolgsbegriff wird hier zunächst in zwei verschiedenen Wortbedeutungen gebraucht. Einmal wird damit auf die erfolgreiche Anwendung der sogenannten »Relaxationsmethode« hingewiesen und einmal der daraus resultierende Bucherfolg. Dass hierzu die Briefe, die »von den großartigen Erfolgen der zufriedenen Leser« berichten sollen, herbeizitiert werden, dient natürlich der institutionellen Absicherung. Durch die brieflich hergestellte Referenz auf die Meinung Dritter verschafft sich Bondegger eine vermeintlich unabhängige Urteilstinstanz, die den Erfolg seiner Heilmethode sozusagen dokumentarisch belegt. Gleichzeitig kann man hieran erkennen, wie die Ratgeberliteratur die Referentialisierungsleistung von verschiedenen Medien für die Ermöglichung des Ratgebens nutzt und in den Dienst einer genrespezifischen Autorisierungspolitik stellt. Im Buchinnern wird Erfolg dann ganz im eigentlichen Sinne der beruflichen und sozialen Nobilitierung verwendet, etwa wenn es mit Blick auf das Resultat der Lektüre heißt: »Sie sollen die Bahn des Erfolges auf Niemerverlassen beschreiten« (25). Sowohl der Verweis auf den sensationellen Erfolg des Buchs als auch das titelgebende Versprechen auf eine zweistündige Expresskur setzen auf das Marktprinzip der Überbietung, das die Abhebung von Konkurrenzprodukten durch ein Alleinstellungsmerkmal forciert.<sup>9</sup> Wenn ein anderer Ratgeber die Heilung der Nervosität hingegen auf 24 Stunden festsetzt, mag das zwar bescheidener klingen, unrealistisch ist es aber dennoch.<sup>10</sup> Dazu muss man wissen, dass Nervenleiden aus Sicht der zeitgenössischen Medizin chronische Leiden darstellen, deren Behandlung äußerst zeitaufwendig ist und sowohl vom behandelnden Arzt als auch vom Patienten viel Geduld erfordern.<sup>11</sup> Unter diesem Blickwinkel gewinnt die Werbung mit der zweistündigen Expresskur nicht etwas Phantasmatisches, sie bedient sich auch der Form

8 Harry W. Bondegger: *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* Berlin: Verlag von Carl Georgi 1904. Künftig zitiert im Text.

9 Vgl. Rudolf Helmstetter: »Die Tunlichkeit-Form. Zu Grammatik, Rhetorik und Pragmatik von Ratgeberbüchern«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandels*. Bielefeld 2014, 107–132, hier 109. Zwar merkt Helmstetter an, dass Ratgeber eine Tendenz zu einer kompetitiven Selbstdarstellung haben, dennoch sieht er darin nichts »spezifisch Ratgeberisches« (ebd.).

10 Siehe dazu Georg Bandis: *Nicht mehr nervös. Innerhalb 24 Stunden gesund. Das einzige Mittel zur Heilung der Nervosität*. Leipzig: Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung 1908.

11 So gibt etwa der Frankfurter Nervenarzt Otto Dornblüth die Direktive aus: »Zeit und Geduld gehören zur Kur der Nervosität als unentbehrliche Hilfsmittel« (ders.: *Gesunde Nerven. Aerztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache*. Berlin: Wilhelm Werther's Verlag o.J., 131).

einer »Kürzestgeschichte« mit proleptischem Zeitbezug.<sup>12</sup> Dabei nimmt der Titel eine Zustandsveränderung in der unmittelbaren Zukunft vorweg, die eine bedeutungsrelevante Opposition zwischen nervös und nicht-nervös markiert und durch eine zeitlich vorgängige Transformation herbeigeführt wurde.<sup>13</sup> Sehr viele Ratgeberstitel bauen auf derartigen proleptischen Kleinstnarrativen auf, worin sich gewissermaßen bestätigt, dass die Imagination von Möglichkeitswelten und die Transzendenz gegenwärtiger Lebenslagen zu einem wesentlichen Funktionsaspekt der Ratgeberliteratur zählt.<sup>14</sup>

*In zwei Stunden nicht mehr nervös!* erscheint als dritter Band der *Talisman-Bibliothek*, einer Reihe, die von Bondegger selbst im Carl Georgi Verlag in Berlin herausgegeben wird. Auf der zweiten, dritten und vierten Umschlagseite wird das Programm der Reihe näher vorgestellt. Hier ist thematisch von fernöstlichen Therapietechniken (*Hindu-Hypnotismus, Raja Yoga – Neues Leben*) über esoterische Lehren (*Das Mysterium des Atems, Die Heil-Kraft der Farben*) bis hin zu okkulten Praktiken (*Die Bemeisterung des Todes, Der Schlüssel zur Geisterwelt*) alles Mögliche an pseudo- und parawissenschaftlichem Gedankengut vertreten. Auf der zweiten Umschlagseite findet sich zudem ein gereimtes Verlagsmotto<sup>15</sup> und ein Hinweis in Klammern, dass sich die Talisman-Bibliothek als *Neugedanken*-Literatur versteht. Der Begriff »Neugedanke« ist eine Übersetzung des amerikanischen »New Thought«, einer religiösen Bewegung, die in den späten 1880er Jahren in Amerika aufkommt und sich unter den Eindrücken der Modernisierung der mentalen Gesunderhaltung des Menschen widmet (vgl. 5.3). Zentral für den Neugedanken ist eine *optimistische* Weltsicht und die Auffassung, dass der Mensch durch seinen Geist seine Gesundheit und sein Wohlbefinden kontrollieren kann.<sup>16</sup> Auch Bondegger gibt hierzu ein klares Bekenntnis ab: »Da der Verfasser dieses Buches den New Thought oder Neugedanken vertritt, so bekennt er sich natürlich ebenfalls zur optimistischen Weltanschauung« (20).

Insgesamt setzt sich *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* aus zehn Einzelkapiteln zusammen, wobei die Kapitel 1 bis 3 (»Die einzige Voraussetzung«, »Sie werden gehorchen!«, »Ihre Situation«) ganz dem Autor-Leser-Verhältnis gewidmet sind, die Kapitel 4 bis 8 (»Der Begriff der Absorption«, »Die Berechtigung des Optimismus«, »Die Wirkungen des grünen Lichts«, »Die Projektion«, »Theorie ist Privatsache«) hingegen eine Theorie zur Energetik der Sinne und des Denkens sowie weltanschauliche Ansichten zum Neugedanken enthalten. Erst in Kapitel 9 (»Übungen in der Relaxation«) und nur dort wird die Relaxationsmethode vorgestellt. Das Ende macht schließlich das 10. Ka-

12 Siehe zum Begriff der »Kürzestgeschichte« in der Werbung Urs Meyer: *Poetik der Werbung*. Berlin 2010, 177-183.

13 Ebd., 177f.

14 Vgl. Timo Heimerdinger: »Der gelebte Konjunktiv. Zur Pragmatik von Ratgeberliteratur in alltagskultureller Perspektive«. In: Andy Hahnemann/David Oels (Hg.): *Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert*. Bern 2007, 97-108, hier 106-108.

15 Das Motto ist im Endreim geschrieben und lautet: »Schaff' gute Bücher in dein Haus / Sie strömen eigne Kräfte aus / Und wirken als ein Segenshort / Auf Kinder noch und Enkel fort« (zweite Umschlagseite).

16 Eva S. Moskowitz: *In therapy we trust: America's obsession with self-fulfillment*. Baltimore/London 2001, 19f.

pitel (»Schluss«), dem noch ein Auszug aus einem Aufsatz der Zeitschrift *Occult and Biological Journal* folgt.<sup>17</sup>

Das auffälligste formale Merkmal von Bondeggers Ratgeber ist aber der eigentümliche direkte Redemodus. Durch den gesamten Text spricht Bondeger in einer geschlechtsneutralen Anredeform (»Sie«) direkt zum Leser und stellt so einen unmittelbaren Kommunikationskanal her, der sich die Performanz eines Face-to-Face-Gesprächs zu eigen macht. Gleich zu Beginn setzt er hierzu mit Spekulationen über die Kaufmotive des Lesers ein und zwingt diesen so in ein reflexives Verhältnis zu sich selbst und zu dem Gesagten.

In zwei Stunden nicht mehr nervös! Es klingt wie die Renommisterei eines Charlatans, und Sie haben sich das Buch vielleicht mehr aus Neugierde gekauft, um zu erfahren, was ich eigentlich vorzubringen habe und was es mit der sogenannten amerikanischen Relaxationsmethode auf sich hat. Sie erwarteten weniger, von mir Hilfe zu erhalten. Vermute ich nicht richtig? Wenn Sie sich auch bei sich selbst entschuldigen, mein Buch mehr aus Kuriosität in die Hand zu nehmen, so vibriert doch jetzt in Ihnen, während das kleine Heftchen aufgeschlagen vor Ihnen liegt, ein eigentliches, erhebendes Gefühl. Es ist die Empfindung der Hoffnung, vielleicht doch einen guten Rat zu erhalten, und wo die Hoffnung lebt, ist unzertrennlich von ihr die Erwartung. Die Hoffnung durchzieht jetzt Ihr Gemüt, Ihre empfindlichen, schwer lastenden Leiden endlich los zu werden, und deshalb ist die Erwartung in Ihnen erweckt. Verehrter Leser, Sie erwarten von mir, dass ich mein auf dem Umschlag gegebenes Versprechen wörtlich erfülle. (3)

Der Modus, in dem Bondeger hier zum Leser spricht, lässt sich am treffendsten als Modus einer »inszenierte[n] Mündlichkeit«<sup>18</sup> beschreiben. Obgleich er durch die mediale Vermittlungssituation, wie sie das von ihm genannte »kleine Heftchen« als ein dem Buch verwandtes Format vorgibt, keinen direkten Kontakt zum Leser hat, agiert er, als würde ein solcher bestehen. Diese Form der inszenierten Mündlichkeit ist charakteristisch für die Ratgeberliteratur und verrät die grundsätzlich dyadische Ordnung, in der sich das Ratgeben – idealiter als Gespräch zwischen zwei anwesenden Personen – vollzieht.<sup>19</sup> Von daher ließe sich Bondeggers Bemühen um einen mündlichen

<sup>17</sup> Der Artikel stammt von Hiram E. Butler, einem Professor aus San Francisco, der ebenfalls Autor eines Erfolgsratgebers mit dem Titel *Praktische Methoden den Erfolg zu sichern* (o.J.) ist und wie Bondegger einen Methoden-Mix aus okkulten, esoterischen und neugedanklichen Weltanschauungstheorien vertritt.

<sup>18</sup> Alfred Messerli: »Zur Geschichte der Medien des Rates«. In: Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Berlin 2010, 30–57, hier 39.

<sup>19</sup> Fingierte Dialoge mit dem Leser lassen sich in der Ratgeberliteratur bis an den Anfang des Buchdrucks zurückverfolgen und sind in diesem Zusammenhang als strategisches Instrument zu betrachten, mit dem die Autoren einerseits den Wechsel vom gesprochenen zum gedruckten Wort bewerkstelligten, andererseits die Vorteile und Leistungen des neuen Mediums profilierten (vgl. Messerli: »Zur Geschichte der Medien des Rates«, 33ff.); trotz der allgemeinen Bedeutung des Pseudodialogischen für die Ratgeberliteratur gibt es immer wieder Untergattungen, die wie die Mädchenratgeber der Aufklärungszeit verstärkt auf dieses Mittel der Autor-Leser-Kommunikation

Redemodus auch dahingehend deuten, »die eingebüßte oder zumindest stark eingeschränkte Interaktivität [...] mittels der Fiktion der Leseradressierung«<sup>20</sup> zu überspielen. Allerdings würde man damit das Ganze zu sehr auf eine Kompensationsleistung beschränken. Vielmehr zeigen gerade die Stellen, an denen Bondegger von den Erwartungen oder Empfindungen des Lesers spricht, dass das pseudo-mündliche Sprechen weit über eine solche Kompensationsleistung hinausgeht.

Zunächst wird darin eine ästhetisch anspruchsvolle Reflexion der komplexen kognitiven Modalitäten der Autor-Leser-Kommunikation geboten. Indem nämlich Bondegger mutmaßt, welche Motive den Leser zum Kauf des Ratgebers angetrieben haben oder welche Hoffnungen er an diesen Kauf knüpft, artikuliert er in der Übernahme der Leserrolle dessen Erwartungserwartungen.<sup>21</sup> Auf diese Weise macht er nicht nur einige der möglichen psychologischen Effekte transparent, die das Einholen von Rat mitunter begleiten, er führt auch den Rezeptionsvorgang im Akt der Lektüre vor Augen. Aus dieser Verdoppelung des Leseakts erwächst eine metakommunikative Struktur, die sich insbesondere in der Synchronisierung – etwa durch das wiederholte Zeitadverb »jetzt« – der textinternen mit der textexternen Rezeptionssituation kundtut und den Leser zu einer permanenten Reflexion der eigenen Position und Befindlichkeit zwingt. Diese Art der Autor-Leser-Kommunikation ist nicht nur hochfiktional, sondern auch hochsuggestiv, da sich der dargestellte Rezeptionsvorgang und die in ihm gezeigten inneren Geschehensabläufe symmetrisch zur Rezeptionssituation des Lesers verhalten. Was Bondegger über die Neugier beim Kauf des Ratgebers oder das »erhebend[e] Gefühl« der Hoffnung sagt, »vielleicht doch einen guten Rat zu erhaschen«, ist vom Leser nur durch eine bewusste Distanznahme zu negieren. Man muss sich über diesen psychologischen Effekt der direkten Leseradressierung im Klaren sein, um die institutionelle Wirkungsdimension von Bondeggers Ratgeber zu verstehen.

Zunächst dient der pseudomündliche Redemodus natürlich dazu, eine tragfähige Beziehung zwischen Ratgebendem und Ratsuchendem einzurichten, die von einer gegenseitigen Kooperationsbereitschaft geprägt ist. Diese Bereitschaft zur Kooperation ist ein maßgeblicher Faktor der institutionellen Dimension und betrifft vor allem die Rollenverteilung im Ordnungsgefüge der Ratgeberkommunikation (vgl. 3.1). Indem Bondegger dem Leser die Erwartung auf Heilung und Erfüllung des titelgebenden Versprechens unterstellt, setzt er nicht nur voraus, dass dieser bereit ist, Rat anzunehmen und entsprechend der Anweisungen umzusetzen, er nimmt sich auch selbst in die Pflicht. So versichert er dem Leser, dass er ihn »mit Leichtigkeit binnen zwei Stunden

---

setzen (vgl. Susanne Pellatz: *Körperbilder in Mädchenratgebern. Pubertätslektüre zur Zeit der Formierung der bürgerlichen Kultur*. Weinheim/München 1999); zur idealtypischen dialogischen Struktur vgl. Michael Niehaus: »Logik des Ratgebens. Eine Standardversion zur Beschreibung eines Typs von Sprechaktsequenzen«. In: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hg.): *Rat geben. Zu Theorie und Praxis des Beratungshandelns*. Bielefeld 2014, 9-64.

<sup>20</sup> Messerli: »Zur Geschichte der Medien des Rates«, 40.

<sup>21</sup> Zum Begriff der Autor-Leser-Kommunikation und den kommunikationstheoretischen Bedingungen, unter denen die Erwartungserwartungen des Lesers durch den Autor in fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten zur Reflexion gelangen können, siehe Misia Sophia Doms: *Autor-Leser-Kommunikation und fiktives Gespräch. Theoretische Erwägungen und Fallstudien an deutschsprachigen literarischen Dialogen*. Würzburg 2018, 47ff.

kurieren kann« (3), um wenig später zu ergänzen: »sie sollen auch Nutzen von meinem Buche haben« (8). Die Festlegung von Rechten und Pflichten, auf die sich der Ratgebende und Ratsuchende gleichermaßen berufen können, gehört zur Lektüre-Konvention von Ratgebern. Georg Kessler spricht in diesem Zusammenhang und in Anlehnung an Philippe Lejeunes Kontraktualismus-Theorie deshalb von einem »Problemlösungs-Pakt«.<sup>22</sup> Dieser Pakt beinhaltet auch, dass die Verantwortung für das Gelingen der ratförmigen Problemlösung auf den Ratsuchenden abgewälzt werden kann. Bondegger bemerkt dazu: »Nur in einem Fall kann ich nichts für Sie tun, wenn Sie sich nicht helfen lassen wollen« (4).

Aus der institutionellen Perspektive ist darin natürlich eine leicht zu durchschauende Schutzmaßnahme zu sehen. Im Endeffekt kann das Scheitern der Relaxationsmethode immer auf den mangelnden Willen des Ratsuchenden abgeschoben werden. Entsprechend soll erst einmal das Wollen aktiviert und mit der Forderung, dass Bondegger seinen Teil des Pakts erfüllt, untermauert werden. Allerdings, und darin kommt wieder die psychologisierende Komponente des pseudomündlichen Sprechens zum Tragen, erreicht dieser Appell in einer nahezu atemberaubenden Umkehrung der Rollenverteilung von Bondegger, welcher schreibt: »Ich verlange von Ihnen, dass Sie die Forderung an mich stellen, Ihre Beschwerden zu beseitigen. Lassen Sie diesen Wunsch das Hauptmotiv für die Lektüre meiner vorliegenden Anleitung sein« (5).

Es ist mit einigem Recht anzunehmen, dass dieser Motivationsappell eine therapeutische Funktion hat. Wie schon auf dem Frontcover zu lesen ist, gehören Verstimmung und Unlust zu den charakteristischen Merkmalen der Nervosität. Entsprechend muss dem Leser, der ja durchgehend als nervös leidend angesprochen wird, eine pathologische Willens- und Antriebslosigkeit unterstellt werden, die auch dessen Kooperationsbereitschaft hemmt.<sup>23</sup> Das bedeutet im Umkehrschluss, dass der pseudomündliche Redemodus und die daran geknüpfte psychologisierende Einwirkung auf das Wunschleben des Lesers bereits Teil der Therapie ist.

Das Mittel der Wahl, um den Leser gegen seine Willenshemmung zur Kooperation zu bewegen, ist die Suggestion. Sie ist das eigentliche Verfahren der pseudomündlich prozessierten Psychologisierung. Dabei ist Bondegger, was die Form der fremdgesteuerten Beeinflussung – so die Minimaldefinition der Suggestion – angeht, nicht gerade zimperlich: »Meine folgenden Suggestionen werden Sie nun zwingen, meine Ratschläge, die Sie jetzt nur zu befolgen wünschen, mit kräftiger Entschlossenheit unter Hintanzetzung aller übrigen Interessen auch wirklich und erfolgreich auszuführen« (8). Das Kooperationsverhältnis hat sich hier bereits ein ganzes Stück weit geändert. Der Wunsch auf Heilung, den Bondegger den Leser zuvor noch aufforderte, von ihm zu verlangen, macht nun Platz für eine *charismatische* Beratungsform. Thomas Macho sieht in

22 Vgl. Georg Kessler: *Der Buchverlag als Marke. Typik und Herausforderungen des markengeprägten Publizierens am Beispiel der Ratgeberliteratur*. Wiesbaden 2013, 57f.

23 Siehe zum Problem des Willens im Krankheitskonzept der Neurasthenie und Nervosität Michael Cowan: *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*. Pennsylvania 2008, insbesondere das Kapitel »Healing the Will. Popular Medicine and the Emergence of Will Therapy«. Zur Häufigkeit des Phänomens bemerkt ein Arzt: »Fast jeder Nervenschwache klagt über einen großen Mangel an Willensstärke« (Richard Kapferer: *Die Nervosität und ihre Heilung durch naturgemäße Behandlung*. Berlin: Verlag Lebenskunst-Heilkunst 1921 (= Bücher für Lebens- und Heilreform 14), 10).

der charismatischen Beratung einen von zwei Grundtypen, indem er ihn der pragmatischen Beratung gegenüberstellt: »Die charismatischen Ratgeber überzeugen durch ihre Weisheit und Präsenz, durch ihre suggestive Gewissheit, den richtigen Weg zu kennen; die pragmatischen Ratgeber überzeugen durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen«.<sup>24</sup>

Dass Bondegger in Bezug auf seine Suggestionen von Zwang spricht und vom Leser Gehorsam (»Sie werden gehorchen« lautet etwa die Kapitelüberschrift) fordert, sind nur die deutlichsten Anzeichen eines charismatischen Ratgeberotypus. Daneben ist es vor allem die *Präsenz*, die Bondegger durch die Stimme im Modus des pseudomündlichen Sprechens erhält. Sie verleiht ihm als ratgebende Instanz eine personalere Erscheinung. Dabei bezieht die Stimme vieles von ihrer charismatischen Wirkung aus der Unmittelbarkeit des Sprechens, da hierdurch der Akt-Charakter des Ratgebens unter den Bedingungen der Mittelbarkeit aufrechterhalten wird (vgl. 1.2). Das Gesagte muss dabei als Stimme des Ratgeber-Autors gelten, es schöpft den Anspruch auf Gewissheit und Ratkompetenz aus dem performativen Vollzug des Sagens. Aus diesem Grund stellt sich auch nicht die Frage, ob die Ratschläge, deren Befolgung per Suggestion erzwungen werden soll, wirklich zweckmäßig sind. Denn, so gibt Macho zu bedenken, »kein Charismatiker lässt sich fragen, warum und wieso seine Vorschläge angenommen werden sollen«.<sup>25</sup>

Um zu verstehen, wie genau Bondegger den Leser von seiner Nervosität befreien und zum Erfolg führen will, gilt es, seine Überlegungen zur Energetik aufzuschlüsseln. Ganz dem kosmischen Pantheismus getreu, der esoterischen Theorien für gewöhnlich innewohnt, geht Bondegger davon aus, dass der Mensch über ein endloses Reservoir an Energie verfügt. Er nennt den Leser daher nicht nur einen »Grosskapitalist« (23), er glaubt ihn auch im Besitz einer universal gültigen Währung: »Ihr Vermögen an Energie ist unerschöpflich, und Sie können es in alle, alle, ausnahmslos alle Güter dieser Welt mit Leichtigkeit umsetzen« (23). Energie ist damit eine Allpotenz, die nicht nur den Zugang zu »viele[n] Millionen Dollars« (23) ermöglicht, sie ist auch die Voraussetzung für jede andere Art von Erfolg. Allerdings ist das Energiereservoir durch die Projektion, die Herausgabe von Energie bedroht (vgl. 30-32). Während der Mensch, so Bondegger, durch »Licht-, Schall-, Tast-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen« (14) Energie absorbiert, also aufnimmt, verliert er sie durch die Tätigkeit der Organe, durch körperliche Bewegung und vor allem durch die bewusste Gedankenbeschäftigung (vgl. 30f.). Überwiegt die Projektion die Absorption, kommt es zur Unterfunktion der Nerven und in Folge zu ihrem Versagen. Bondegger führt hierfür das Beispiel eines Veters an, der sich und sein ganzes Dienstpersonal in einen nervösen »Tollhäusler-Verein« (27) verwandelt haben soll, weil er zur Stimulierung der Nerven alle Zimmer in Rot tapezieren ließ, einer, wie die Geschichte nahelegt, äußerst energieraubenden Farbe (vgl. 26-29).

Mit der Theorie von der Absorption und Projektion der Energie knüpft Bondegger an das um 1900 vorherrschende epistemische Modell der Nervenlehre an. Dieses besagt in Anlehnung an den thermodynamischen Energieerhaltungssatz der Physik, dass

24 Thomas Macho: »Was tun? Skizzen zur Wissenschaftsgeschichte der Beratung«. In: Thomas Brandstetter/Claus Pias/Sebastian Vehlken (Hg.): *Think Tanks. Die Beratung der Gesellschaft*. Zürich/Berlin 2010, 59-85, hier 70.

25 Ebd.

das Nervensystem ein bestimmtes Quantum an Nervenkraft aufweist, das bei übermäßiger Beanspruchung neuropathische Reaktionen hervorruft.<sup>26</sup> Die Folge ist ein ganzes Bündel an nervösen Störungen in den Bereichen der Wahrnehmung, Sensorik, Haptik, Motorik und Kognition. Darunter fallen unter anderem so verschiedene Symptome wie Augenflimmern, Ohrensausen, Taubheitsgefühle, Hautkribbeln, Muskellähmungen, Schwindel, Kopfweh, Magenschmerzen, Verdauungsprobleme, Konzentrationsschwierigkeiten, Angst, Depressionen uvm.

Aufgrund der energetisch begründeten Ätiologie bildet nicht nur die Schwäche einen charakteristischen Zug der Nervosität, es wird zugleich eine leistungsisierte Grenze zwischen gesund und krank definiert.<sup>27</sup> So kann etwa Wilhelm Glück in seinem Ratgeber *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich* mahnend anmerken: »Gar mancher, der über die Grenze seiner Leistungsfähigkeit hinausgeht, erleidet einen nervösen Erschöpfungszustand«<sup>28</sup>. Bondegger weicht allerdings in einem wesentlichen Punkt von den Prämissen des neurologischen Energiemodells ab. Indem er die Energie als ein unerschöpfliches Vorkommen bestimmt, über das der Mensch durch Absorption frei verfügen kann, stellt sie für ihn ein generell erneuerbares Gut dar. Bei Glück hingegen ist die einmal verlorene Nervenenergie nicht wieder regenerierbar. Deswegen läuft seine Grundsatzprogrammatik auch auf die Parolen hinaus, »trotz der nervösen Anlage den Anforderungen des Berufes gewachsen zu sein«<sup>29</sup> und die Schwächen der Krankheit »zum auslösenden Faktor für eine erfolgreiche Gestaltung unseres Lebens«<sup>30</sup> zu machen. Bondegger postuliert aber nicht nur die generelle Erneuerbarkeit der Energie, er gibt dem Leser mit der Relaxationsmethode eine Technik an die Hand, die den Prozess der Absorption regulierbar und das Selbst zum Produzenten einer universal eintauschbaren Währung macht.

Wie weiter oben schon erwähnt wurde, wird die Relaxation nur in Kapitel 9 unter der Überschrift »Übungen in der Relaxation« behandelt. Unter ihr versteht Bondegger zunächst nur einen nicht näher bestimmten Zustand der »Erschlaffung«. Um diesen Zustand bewusst herbeizuführen, entwickelt er unter Berufung auf einige Gewährsmänner aus der Medizin, von denen er den Nervenarzt H.M. Buchanan aus San Francisco besonders hervorhebt, eine einfache Übung. Dass diese im Ganzen gerade mal eine halbe Seite umfasst, erscheint angesichts des ganzen werberischen Pomps und der so hochgesteckten Heilungphantasie natürlich etwas enttäuschend. Dessen ungeachtet beläuft sich die Dauer der Übung tatsächlich auf die angegebenen zwei Stunden und schließt folgendes Vorgehen ein:

<sup>26</sup> Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt/New York 1999, 114-116.

<sup>27</sup> Siehe zu den Problemen dieser Krankheitsdefinition für die durch die Ratgeberliteratur angeleitete Selbstdiagnose Horst Gruner: »Typisch nervös. Der Nervenkranke im populären Gesundheitsbuch um 1900«. In: Lucia Aschauer/Horst Gruner/Tobias Gutmann (Hg.): *Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne*. Würzburg 2015, 87-110, hier 101-110.

<sup>28</sup> Wilhelm Glück: *Trotz Nervosität gesund und erfolgreich*. Gettenbach bei Gelnhausen: Lebensweiser-Verlag 1932, 10.

<sup>29</sup> Ebd., 11.

<sup>30</sup> Ebd., 5.

Schliessen Sie Ihr gutgelüftetes und hellerleuchtetes Zimmer ab. Verbinden Sie sich die Augen. Verschliessen Sie sich die Ohren mit Watte. Legen Sie sich mit dem Rücken auf ein Chaiselongue oder auf einen weichen Teppich oder eine Decke, und röhren Sie während zweier Stunden möglichst kein Glied, und zucken Sie mit keinem Muskel. Jede Bewegung ist verboten. Ruhe des Körpers erzwingt Ruhe der Nerven. Sie dürfen keinen Gedanken verfolgen und nicht im Geiste sprechen. Jeden Einfall, der Ihnen kommt, müssen Sie zurückweisen. Ihre geistige Aufmerksamkeit ist gänzlich auf Ihre Füsse gerichtet, und die einzige Abwechslung, die ich Ihnen höchstens gestatte, besteht darin, dass Sie nach einer beliebigen Weile Ihre Aufmerksamkeit von dem einen Fusse auf den anderen lenken können. (40)

Die Bedeutung der Relaxationsübung für das Institut des Ratgebens leitet sich nicht aus ihrer methodischen Raffinesse ab. Im Prinzip ist sie eine recht simple Entspannungsübung, die wie viele andere Nervenheilverfahren der Zeit auf die kurative Wirkung der Ruhe setzt.<sup>31</sup> Zunächst ist sie vor allem ein gutes Beispiel dafür, wie Ratgeberbücher Wissen aufbereiten, »das auch anderswo zur Verfügung steht«,<sup>32</sup> um es für eine Anwendung im Sinne einer entscheidungs- und handlungsbehilflichen Ratgebung umzufunktionieren.<sup>33</sup> Angesichts dessen ist in der Berufung auf die medizinischen Autoritäten auch nicht ausschließlich eine Autorisierungsstrategie zu vermuten, mit der der heilpraktische Wirkungseffekt der Relaxationsmethode bestätigt wird. Vielmehr scheint Bondegger in Buchanan eine Art Visionär zu sehen, dem es darum geht, die Behandlung der Nervenleiden aus dem institutionellen Kontext der Medizin herauszulösen und in Form einer Selbsttechnik in der Alltagspraxis der Patienten zu verankern. So schildert er voller Zustimmung, wie Buchanan seinen Patienten rät, die Übung der Relaxation »vorzugsweise auf Spaziergängen, Geschäftsgängen, in der Strassen- oder Eisenbahn und besonders abends vor dem Einschlafen zu kultivieren« (39).

Ganz so alltagstauglich, dass sie immer und überall angewendet werden könnte, nimmt sich Bondeggers Relaxationsübung allerdings nicht aus. Da sie ein abgeriegeltes Zimmer und eine feste Dauer von zwei Stunden voraussetzt, bildet sie einen räumlich wie zeitlich abgesonderten Bereich, der ganz der energetischen Regeneration von Geist und Körper vorbehalten ist. Angesichts dieser sphärischen Abtrennung stellt sich die Frage nach dem *vitam instituere* bzw. danach, wie die Relaxationsübung in den Lebensalltag integriert wird (vgl. 3.2). Immerhin soll sie ja dabei helfen, eine Lebenspraxis einzurichten, die das übende Subjekt zu einem Großkapitalisten an Energie macht und damit zum Erfolg führt. Während man aber aus dem Vorgang der Projektion, das heißt dem beständigen Energieverbrauch, den das bloße Leben fordert, schließen kann, dass die Relaxationsübung regelmäßig wiederholt werden muss, gibt es zur genauen Frequenz dieser Wiederholung keine Angaben. Dadurch haftet ihr die Zweideutigkeit an, die vielen Übungen in den Erfolgsratgebern gemeinsam ist. Erstens bildet sie einen Außenbereich innerhalb des Lebens, der nach eigenen Regeln funktioniert und an

<sup>31</sup> Vgl. Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München/Wien 1998, 357-360.

<sup>32</sup> Helmstetter: »Die Tunlichkeit-Form«, 109.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., 109.

dem sich das Subjekt in seiner Institutionalisiertheit selbst beobachten kann. Zweitens ist nicht klar, ob die Relaxationsübung nur zur sporadischen Regeneration der täglich verbrauchten Energie oder zur gewohnheitsmäßigen Absorption eines unbegrenzten Kraftvorrats genutzt wird. Dementsprechend ist in Umkehrung der Leistungsgrenze, die zwischen gesund und krank entscheidet, auch nicht einsehbar, ab welcher Menge an absorbiertener Energie der Erfolg als Tauschgut erworben wird.

Bei der narrativen Implementierung der Relaxationsübung setzt Bondeggers Ratgeber vor allem auf eine autobiographische Erzählung. Wie bereits bemerkt wurde, lässt sich das titelgebende Versprechen der zweistündigen Expresskur als proleptisches Kleinstnarrativ begreifen, welches die Befreiung von allen nervösen Leiden in der unmittelbaren Zukunft vorwegnimmt. Um die Glaubwürdigkeit dieses Narrativs zu untermauern, führt Bondegger sich selbst als Beispiel an und erzählt auf den ersten Seiten, wie er durch die Anwendung der Relaxationsübung vom Nervenkranken zum Industriekapitän aufgestiegen ist.

Als ich den Relaxationstrick kennen lernte, habe ich in zwei Stunden Körper und Seele von Grund aus regeneriert. Meine glanzlosen Augen erhielten Licht. Meine müde, gebeugte Haltung wurde aufrecht. Meine Stimme erklang wieder hell und energisch. Meine Handschrift wurde besser und harmonischer, mein Gang leicht und elastisch. Mein Gehirn arbeitete mit doppelter Schnelligkeit und doppelter Präzision. Das Gefühl der Niedergedrücktheit war verschwunden. Die Empfindung der Unlust war erloschen. Ich konnte mich wieder interessieren. Die kleinsten, nebensächlichsten Dinge erregten meine Aufmerksamkeit und erfüllten mich mit reiner seelischer Freude. Da ich mich interessieren konnte, und meine Blasiertheit verschwunden war, begann mein Gedächtnis in vorher nicht erhoffter Weise vortrefflich zu funktionieren. Meine beruflichen Sorgen lösten sich in Nichts auf. Ich behielt alles im Kopf, ohne Mühe, nur weil es passiert war, und Obliegenheiten, die mich gestern mit banger Sorge erfüllten, begrüßte ich heute freudig, denn sie gewährten mir Gelegenheit, meine geistigen Kräfte zu zeigen, Triumphe zu ernten und materiellen Erfolg zu erzielen. Von der Zeit an, wo ich tagtäglich den Relaxationstrick anwandte, ging mein Lebenspfad nicht mehr abwärts, sondern aufwärts. War ich erst in allen Situationen Amboss, so wurde ich vom ersten Tage an Hammer, und bald, war ich der Schmied, der Mann, der trotz der grossen Konkurrenz der Stellungssuchenden die besten Stellen erhielt und bald zu dem wurde, was man [...] einen »Industriekapitän« nennt. (3f.)

Zweifelsohne liegt hier eine waschechte Erfolgsgeschichte vor. Auf den ersten Blick fällt dabei zuallererst die Reihung von Sätzen auf, in denen ein vormals schlechter Zustand, nach dem Motto »meine glanzlosen Augen erhielten Licht«, in sein Gegenteil kippt. Man kann in der strukturalen Organisation dieser Sätze das ausmachen, was Roland Barthes in der *Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen* den Kern bzw. die Kerne einer Erzählung nennt. Unter ihnen versteht er sogenannte Kardinalfunktionen, die »für den Fortgang der Geschichte folgentragende Alternative[n] eröffne[n]«<sup>34</sup>. Demnach würde

---

34 Roland Barthes: »Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen«. In: Ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a.M. 1988, 102-143, hier 113.

die Aufhellung der glanzlosen Augen gerade deshalb eine Bedeutung für Bondeggers Erfolgsgeschichte haben, weil sie die Möglichkeit birgt, dass der Relaxationstrick versagt und die nervöse Trübung der Augen oder die gebeugte Haltung fortbestanden hätten. Gleichermaßen gilt *eo ipso* für alle anderen positiven Veränderungen, die sich satzweise aneinanderreihen und mal die Handschrift, die Gehirnleistung oder die psychische Verfasstheit betreffen. Auch sie bergen das »Risikomoment« eines Scheiterns und entpuppen sich daher als Alternativpunkte, an denen sich Grundsätzliches für den Fortgang der Geschichte entscheidet. Das Nichtscheitern ist dabei wesentlich für die strukturelle Sequenzierung von Bondeggers Erzählung und für ihre gattungsmäßige Bestimmung als Erfolgsgeschichte. Wenn mit Barthes gesprochen die Sequenz der Behandlungserfolge »eine logische Folge von Kernen« bildet, »die miteinander durch eine Relation der Solidarität verknüpft sind«,<sup>35</sup> kann das Scheitern der Relaxationsübung an keiner Stelle auftreten, ohne dass sich die gesamte Geschichte ändert.<sup>36</sup>

Demnach wäre die sequenzielle Struktur, die aus Bondeggers Erzählung eine Erfolgsgeschichte macht, darüber zu bestimmen, dass sie eine Reihe an kardinalen Erfolgsmomenten präsentiert. Allerdings gilt es dabei zu beachten, dass die Erzählung eine Trennung zwischen der Sequenz der Behandlungserfolge und der Sequenz des daran anschließenden Geschäftserfolgs vornimmt, welche mit dem Satz markiert ist: »Von der Zeit an, wo ich täglich den Relaxationstrick anwandte« (4). Diese Trennung steht, indem sie einen Wechsel in der Frequenz der Wiederholung anzeigt, für die oben diskutierte Zweideutigkeit der Relaxationsübung. So bleibt unklar, ob die tägliche Anwendung nach wie vor die Behandlung der nervösen Beschwerden einschließt, wie auch unklar bleibt, ab welcher Menge an absorbiertener Energie der Geschäftserfolg bzw. der Aufstieg zum Industriekapitän eintritt. So gesehen wird das *vitam instituere* in dem soeben angesprochenen Sinne gerade nicht gezeigt, sondern nur in Form der Übungsresultate statuiert. Maßgeblich hierfür ist die Auslassung durch die funktionale Einheit der Katalysen. Bei ihnen handelt es sich, so Barthes, um sogenannte »Füllsel«, die »den Abstand zwischen den Scharnier-Funktionen« der Kerne mit »Kleininstgeschehen oder Kleininstbeschreibungen« anreichern. Sie bilden im Gegenzug zu dem notwendigen Gerüst der kardinalen Alternativpunkte den »Luxus« der Erzählung, der Ruhe in das Geschehen bringt und zu dessen Expansion beiträgt. Dabei gilt: »Die Erzählung ist [...] endlos katalysierbar«<sup>37</sup>.

Angesichts dessen erscheint die Erzählung von Bondegger, die abseits der kardinalen Erfolgsmomente kaum Raum für Kleininstgeschehen bietet, recht arm an Katalysen. Allerdings bedeutet deren Fehlen oder geringes Vorkommen keineswegs, dass sie ohne Funktion sind. In der Sequenz vor der Steigerung der Übungsfrequenz dient die Aussparung der katalytischen Füllsel entsprechend dazu, die absolute Bewegungslosigkeit während der zweistündigen Relaxationsübung darzustellen. Hingegen erweckt ihr Fehlen in der zweiten Sequenz den Eindruck, als würde sich zwischen den Geschäftserfolgen nichts weiter ereignen und als würden diese zeitlich extrem nah beieinanderliegen. Auf diese Weise liefern die Katalysen nicht nur eine verknappete, aber umso verklärtere

<sup>35</sup> Ebd., 118.

<sup>36</sup> Vgl. ebd., 114ff.

<sup>37</sup> Ebd., 112-115.

Darstellung des *vitam instituere*, wie es sich – zumindest in der Fiktion – unter der regelmäßigen Anwendung der Relaxationsübung vollzieht. Sie erweisen sich zudem als konstitutive Bestandteile von Bondeggers Erfolgsgeschichte, indem sie die Reihung der kardinalen Erfolgsmomente um eine zeitliche Dimension ergänzen und so zu ihrer Verdichtung beitragen.

Das Narrativ der schmucklos gereihten kardinalen Erfolgsmomente und das damit vermittelte Phantasma, dass sich der bruchlose Aufstieg vom Nervenkranken zum Industriekapitän durch die Relaxationsübung bewerkstelligen lässt, bildet so etwas wie die globale Referenz von Bondeggers Ratgeber. Als solche ist es auf allen Ebenen der textuellen Kommunikation aktiv und übernimmt eine umfassende institutionelle Funktion. Nicht nur ist es Teil der paratextuellen Außenwerbung, die den Leser mit dem Versprechen auf schnelle Heilung und eine bessere Zukunft anlockt, es dient als leitmotivisches Phantasma auch der Rezeptionssteuerung. Derart steckt es den Erwartungshorizont des Lesers auf allen Stufen der Lektüre ab und regelt, indem es einen latenten Motivationsgrund für die Anwendung bzw. das *vitam instituere* der Relaxationsübung liefert, das Verhältnis zwischen Ratgebendem und Ratsuchendem. Entsprechend ist die Erzählung von Bondeggers Erfolgsgeschichte auch unter den Bedingungen des pseudomündlichen Sprechens sowie der psychologisierenden Effekte der Suggestion zu sehen.

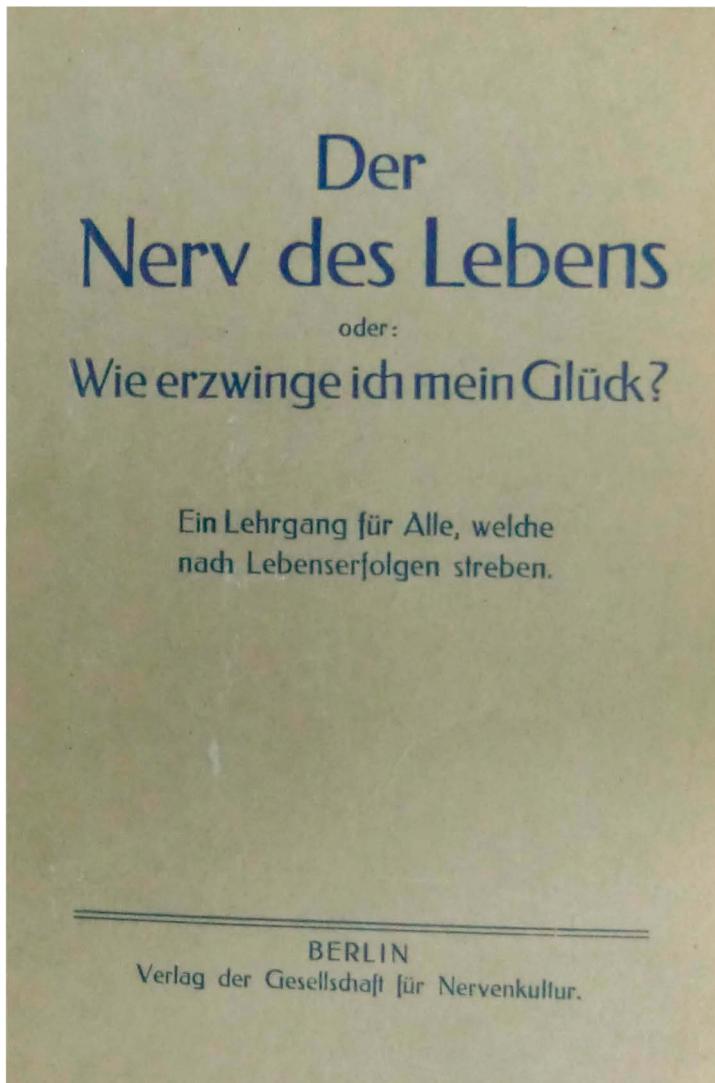
Wenn Bondegger am Ende der Erzählung zum Leser sagt, »was ich kann, können Sie auch« (4), ist das eine Ermutigungsgeste, die die Kooperationsbereitschaft befördern soll. Gleichzeitig ist es die Forderung eines charismatischen Ratgebers auf Gefolgschaft. Was deren persuasives Gewicht ausmacht, ist die Vorstellung, dass sich mithilfe von Bondeggers Anweisungen ein Leben voll von kardinalen Erfolgsmomenten nach dessen Vorbild verwirklichen lässt. Dass diese textinterne Wirkungsfunktion einer durch Nachahmung gelebten Erfolgsgeschichte viel leichter zu kalkulieren und kontrollieren ist als ihre textexterne Wirkungsfunktion, macht ironischerweise das Scheitern von Bondeggers Ratgeber klar. Gustav Eberhardt, ein Autor aus dem großen Kreis der Laientherapeuten, berichtet in seinem Ratgeber *Warum ich nervös und wie ich wieder gesund wurde* (1920), wie er zur Beseitigung seiner nervösen Beschwerden verschiedene Nervenärzte aufsuchte, verschiedene Arzneien ausprobierte und verschiedene Broschüren las. Unter letzteren findet sich Bondeggers *In zwei Stunden nicht mehr nervös!* aufgelistet, allerdings ohne dass eine Verbesserung der nervösen Leiden in der angegebenen Zeit der Behandlungsdauer vermerkt und ohne dass Eberhardts ausführlich geschilderte Leidensgeschichte in eine Erfolgsgeschichte münden würde.<sup>38</sup> Hieran zeigt sich nicht nur die Widerständigkeit von textexternen Rezeptionsprozessen, es werden auch die besonderen Distributionsregeln des Ratgeberdiskurses einsichtig, mittels derer konkurrierende Narrative unterbunden, wenn nicht gar diffamiert werden. Vor allem aber zeigt das »reale« Scheitern von Bondeggers Erfolgs-Narrativ, dass die Entwicklung vom Nervenkranken zum Industriekapitän ein Plot-Schema darstellt, das vor allem im Bereich der literarischen Fiktion verweilt und seine kulturelle Wirkung in der Herstellung und Distribution kollektiver Wunschvorstellungen entfaltet.

---

38 Vgl. Gustav Eberhardt: *Warum ich nervös und wie ich wieder gesund wurde. Der Weg zu Gesundheit und Lebensfreude*. Stuttgart: Verlag von Strecker und Schröder 1920, 12f.

**4.2 Willy Eppenstein: Der Nerv des Lebens oder:  
Wie erzwinge ich mein Glück? (1915)**

*Abbildung 24: Deckblatt.*



Die schlichte Aufmachung, mit der Willy Eppensteins Ratgeber *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück?*<sup>39</sup> (1915) daherkommt, trügt. Ihr stehen knapp 700 Seiten Textumfang gegenüber, die schnell jede Geste der Bescheidenheit vergessen machen. Das schiere Volumen des Texts hat mit dem gewählten Format zu tun. Wie im Untertitel zu lesen ist, versteht sich Eppensteins Ratgeber als *Ein Lehrgang für Alle, welche nach Lebenserfolgen streben*. Dabei macht es sich der Lehrgang nicht nur zur Aufgabe, »die Wahrscheinlichkeit der Erreichung jener Ziele zu steigern, in denen sich [...] das Glück verkörpert« (5), er behandelt mit den Nerven zudem einen hochkomplexen Gegenstand. So heißt es mit Blick auf die spezielle Anatomie des Nervensystems: »Schon allein die Kompliziertheit jenes Netzwerkes feiner und feinster Fäden, das alle Teile und Organe unseres Körpers gespinnstgleich durchzieht, zeigt, daß wir uns hier mit einem über menschliche Begriffe hinaus genialen Werke der Schöpfung zu befassen haben« (7).

Der Umfang von Eppensteins Lehrgang resultiert also zumindest in Teilen aus der Kompliziertheit und Unbegreiflichkeit, die dem Gegenstand der Nerven immanent ist. Hinzu kommt, dass der Lehrgang nicht nur ein theoretisches Wissen von den Nerven vermitteln soll, sondern auch davon, wie sie zur wahrscheinlicheren Erreichung des Lebenserfolgs genutzt werden können. Dass hierbei die Nervenkraft nur ein Faktor neben anderen ist, unterstreicht nur noch die Ambitioniertheit dieses Vorhabens.

Denn neben jenen Faktoren des Erfolges, die wie Ausdauer, Kaltblütigkeit, Aufmerksamkeit, Willenskraft usf. ihre Wurzel ganz oder überwiegend in den Zentren unserer Nervenkraft haben, spielen natürlich auch die ererbte oder anerzogene Veranlagung, das erworbene Rüstzeug des Könnens und Wissens, die Zufälligkeiten der gesellschaftlichen Stellung, und sogar bloße Aeußerlichkeiten wie die Erscheinung in Fragen des Lebenserfolges eine bedeutsame Rolle. (17)

Das Verhältnis zwischen Veranlagung und Nervenkraft ist bestimmd für den Erfolgsbegriff bei Eppenstein. So ist er überzeugt, dass viele Menschen ihren Mangel an Leistungsfähigkeit auf eine schlechte Veranlagung zurückführen (sie würden dann auch von der »Ungunst des Schicksals« und »Wetterwendigkeit des Glückes« (16) sprechen), weil sie darin ein Indiz für eine nervöse Erkrankung erkennen. Nach Eppenstein gründet diese Einsicht auf einem einfachen psychologischen Reflex: »Man wird sich eben seiner Nerven erst bewußt, wenn körperliche, geistige oder seelische Störungen eintreten und an deren Vorhandensein erinnern« (15). Übersehen wird dabei, so Eppenstein, das immense Leistungspotenzial der Nervenkraft, dem »nahezu keine Schranken gesetzt« (20) seien und das deshalb in der Lage sei, die Zufälligkeiten der Veranlagung auszugleichen. Entsprechend kann der Erfolgsbegriff auf die einfache Formel gebracht werden: »Erfolg ist das Resultat aus Veranlagung plus Nervenkraft!« (18).

Eine solche Erfolgsformel hat natürlich Konsequenzen für den konzeptionellen Zuschnitt des Ratgebers. Zunächst wird allen Menschen – vorausgesetzt sie sind willens,

---

39 Willy Eppenstein: *Der Nerv des Lebens oder: Wie erzwinge ich mein Glück? Ein Lehrgang für Alle, welche nach Lebenserfolgen streben*. Berlin: Verlag der Gesellschaft für Nervenkultur 1915. Künftig zitiert im Text.

ihre Nervenkraft durch entsprechende Maßnahmen zu steigern – die gleiche Chance auf Erfolg in Aussicht gestellt. Außerdem wird der Anteil der Leistung am Erfolg aus dem Verhältnis der vorhandenen Veranlagung und der zusätzlich aufgewendeten Nervenkraft berechnet.<sup>40</sup> Und schließlich können Misserfolge, Armut oder Krankheit als Ausdruck von Schwäche gedeutet werden, die allein im Verantwortungsbereich des Individuums liegt.

Überhaupt ist Eppensteins Erfolgsbegriff stark von sozialdarwinistischen Überlegungen beeinflusst, was sich etwa darin niederschlägt, dass das Leben als »ein Kampf Aller gegen Alle« (227) bezeichnet wird. Die Beziehung, die der Begriff des Kampfs um 1900 zur Sphäre der Ökonomie und zur Ratgeberliteratur unterhält, hat Michael Cowan eingehend untersucht. Für ihn steht dabei fest, dass die Metapher des Kampfs eine gängige Phrase ist, mit der die Ratgeberliteratur die veränderten Konkurrenz- und Sozialverhältnisse im Industriezeitalter beschreibt. Prototypisch sieht er diesen ökonomischen Wandel im freien Unternehmertum verkörpert, das aufgrund des höheren Eigenrisikos nicht nur mit einer deutlichen Verunsicherung einhergeht, sondern den nervös gereizten Geschäftsmann als neuen Typus des modernen Wirtschaftslebens hervorbringt.<sup>41</sup> Bei Eppenstein wird der Kampf, den der Einzelne im Ringen um materiellen Erfolg täglich zu bestehen hat, außerdem noch in den weiteren Kontext des Ersten Weltkriegs gestellt. Im Kapitel »Was uns der Weltkrieg lehrt« geht er deshalb der Frage nach, inwieweit die Bedingungen des individuellen Konkurrenzkampfs auf kollektive Entitäten wie den Staat oder die Nation übertragen werden können (vgl. 615-626). Dass dabei die Nervenkraft als ein Problem aufgefasst wird, das »die Rasse und Nation nicht minder wie den Einzelnen angeht und von dessen Lösung hier wie dort der Erfolg abhängt« (626), kann vor dem Hintergrund von Eppensteins Erfolgsformel nur wenig überraschen. Außerdem ist die Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg ein gutes Beispiel dafür, wie sich der medizinische Nerven-Diskurs »in den letzten Monaten des Jahres 1914 zu einem Kriegsnerven-Diskurs«<sup>42</sup> wandelt.

Der Lehrgang von Eppenstein setzt sich, was sicher der thematischen Spannbreite geschuldet ist, insgesamt aus dreizehn Teilen zusammen, die jeweils in einen »ausführlichen praktischen und einen kürzeren medizinisch-theoretischen Abschnitt« (10) zerfallen. Die praktischen und theoretischen Abschnitte werden durchgehend mit dem alphanumerischen Code A und B voneinander getrennt. Erstere enthalten neben »einzelnen Untersuchungen«, die sich mit den »hervorstechende[n] Körper- und Charaktereigenschaften der Erfolgsmenschen« (10) befassen, auch regelmäßig Übungen. Jeder praktische Abschnitt behandelt einen neuen Aspekt der Erfolgseigenschaften, die entsprechend mit Überschriften wie »Die Macht des Mutes«, »Die Kraft zu Begehr und

40 Dass Eppenstein die Nervenkraft als messbare Einheit für erbrachte Leistungen aufruft, deutet auf einen veränderten Leistungsbegriff hin, der mit dem Übergang zur Massengesellschaft um 1900 aufkommt und zu einem sozialen Maßstab der Individualität aufsteigt. Siehe hierzu Nina Verheyen: »Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900«. In: *Merkur* 66/5 (2012), 382-390.

41 Vgl. Michael Cowan: *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*. Pennsylvania 2008, 71-78; vgl. 1.3.

42 Bernd Ulrich: »Krieg der Nerven, Krieg des Willens«. In: Niels Werber/Stefan Kaufmann/Lars Koch (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart 2014, 232-258, hier 243.

Entsagung« oder »Vom Wert der Ausdauer« betitelt werden. Der theoretische Teil liefert hingegen unter der gleichbleibenden Überschrift »Das menschliche Nervensystem« eine fortgesetzte Belehrung zur Anatomie, Vitalfunktion und Pathologie der Nerven. Ein besonderes typographisches Merkmal sind die Zwischenüberschriften, die sich hauptsächlich am Rand der praktischen Abschnitte finden und wohl der besseren Orientierung dienen. Dass das Format des Lehrgangs eine institutionelle Dimension aufweist, macht schon der Untertitel klar: Es werden nur die Menschen adressiert, die bereits strebsam sind.<sup>43</sup> Schließlich kann ein Lehrgang, der auf knapp 700 Seiten die komplizierten Zusammenhänge zwischen Nervenleistung und Lebensorfolg in praktischer wie theoretischer Hinsicht erörtert, nur als Studium konzipiert sein.

Entsprechend wird dem Leser in einem vorangestellten Kapitel »Das Studium des Lehrganges« erläutert, das neben der Sammlung der Gedanken und der »ergänzende[n] Anwendung eigener gesammelter Gedankentätigkeit« (8) vor allem Zeit erfordert.<sup>44</sup> Um nämlich den Lehrgang richtig zu studieren, soll der Leser »nach jedem neuen Gedanken, der erörtert und nach jeder Beobachtung, die vorgetragen wird, den Blick von den Zeilen [...] erheben und — wo immer möglich, unter Zuhilfenahme eigener Erfahrung und Erinnerung — nach[prüfen], inwieweit das Gesagte zutreffend oder angreifbar erscheint« (8). Bei einem derartigen Vorgehen, so muss Eppenstein einräumen, kann das Studium des kompletten Lehrgangs bis zu einem Jahr betragen (vgl. 9). Damit setzt die erfolgreiche Absolvierung des Lehrgangs bereits einige der Eigenschaften voraus, die in den praktischen Abschnitten als die hervorstechenden Körper- und Charaktereigenschaften der Erfolgsmenschen verhandelt werden. Allen voran ist hier die Fähigkeit zur Konzentration und Ausdauer zu nennen. Aber auch Charakterstärke und Mut sind gefordert, wenn Eppenstein verlauten lässt, dass er keine »blindgläubigen Leser, sondern kritisch Studierende« will. Der Zugang zum Text ist also mit gewissen Hürden versehen, die insofern institutioneller Natur sind, als sie sich aus dem Format des Lehrgangs ableiten.

Zweifelsohne ist das Format des Lehrgangs aufs Engste an eine Programmatik gebunden. Überhaupt sind Ratgeber eine höchst programmatiche Textsorte. Mit der Montage von verschiedenen Formen des Ratgebens (Handlungsanleitungen, Verhaltensempfehlungen, Selbsttechniken, Praxistipps, Trainingsplänen, Übungen etc.), aber auch verschiedenen Formen der Wissensvermittlung (Dialoge, Erzählungen, Beispiele, Diagramme, Bilder etc.) stellen Ratgeber ein in seinen Grundbestandteilen wiederkehrendes und damit erwartbares Programm zur Behebung eines Problems oder zur Verbesserung einer Lebenslage bereit. Da im Format des Lehrgangs eine chronologische Durcharbeitung der einzelnen Bestandteile nahegelegt wird, kommt in ihm die Programmatik des Ratgebergenres nur in besonderer Deutlichkeit zum Tragen. Auch die oft verwendete Metapher vom Weg zum Erfolg signalisiert ja, dass ein Zusammenhang zwischen dem vorgegebenen Erfolgsprogramm und dessen schrittweiser Umsetzung

<sup>43</sup> Vgl. auch etwa Heinrich Ernst Schwartz: *Der Erfolg im Leben. Ein Buch für strebsame Leute*. Wien: Verlag der »Neuen Bibliothek« 1906; sowie 1.1.

<sup>44</sup> Der Zeit-Aspekt spielt auch in Brechts Systementwurf (vgl. 3.4) eine wichtige Rolle. Daraus lässt sich zumindest in Teilen folgern, dass mit dem Anspruch auf Strukturiertheit und eine systematische Durcharbeitung der Inhalte der zeitliche Aufwand der Lektüre steigt.

besteht (vgl. 1.1). Was das Verhältnis von Format und Programm betrifft, kann man zunächst von der schlichten Beobachtung ausgehen, dass sich bestimmte Formate durch ihre Einbettung in ein Programm auszeichnen.<sup>45</sup> Dabei gilt: »Je verschiedenartiger die Bestandteile, desto ausgeprägter die Programmatik«.<sup>46</sup> Wo also viele verschiedene Formate in eine Programmstruktur eingepasst werden, wäre folglich auch die Programmhaftigkeit stärker. Besonders augenscheinlich zeigt sich das in den althergebrachten Programm-Medien wie dem Fernsehen oder Radio. Hier werden nicht nur einzelne Sendungen nach einem Sendeplan in eine zeitliche Ordnung gebracht; die Sendungen brauchen ein Format, »das sich in die Programmstruktur und das Programmschema einfügen muss«.<sup>47</sup> Umgekehrt weisen manche Medien, wenn sie nicht in eine solche Programmstruktur eingefasst sind, keine Formateigenschaften auf. Ein Beispiel ist der Film, der an sich keine Programmatik und keine Formate besitzt. Erst die Vorführung im Rahmen eines Kino-Programms verschafft ihm einerseits eine Programmatik, in die auch einzelne Formate wie der Trailer oder die Kinowerbung eingebunden sind, andererseits erhebt sie die Spieldauer zur wesentlichen Formateigenschaft des gezeigten Films.<sup>48</sup>

Hiernach lässt sich zunächst schließen, dass Eppensteins Lehrgang ein ausgeprägtes Format ist, weil er eine Programmatik besitzt. Ausschlaggebend ist dabei, dass sich der Lehrgang aus wesentlich verschiedenen Bestandteilen (praktische Untersuchung der Erfolgseigenschaften, theoretische Erläuterung des Nervensystems, Übungen) zusammensetzt, die in ihrem didaktischen Aufbau eine Einheit bilden. Insofern ließe sich hier von einem Studienprogramm sprechen. Allerdings kommt darin eine etwas andere Programmatik als im Fernsehen oder Radio zum Tragen, was schon daran erkennbar wird, dass sich die Programmteile in ihrer triadischen Struktur wiederholen und logisch aufeinander aufbauen. Man kann in den Lehrgang von Eppenstein eben nicht an beliebiger Stelle einsteigen, wie man beim Fernsehen oder Radio vielleicht am Morgen eine Sendung sieht oder hört, um dann erst wieder am Abend oder mehrere Tage später eine andere Sendung zu sehen oder zu hören.

Der Unterschied in der Programmatik hat mit der besonderen institutionellen Verfasstheit von Eppensteins Lehrgang zu tun. Programm-Medien wie das Fernsehen oder Radio sind klassische Massenmedien. Als solche können sie mit Luhmann als Einrichtungen, also als Institutionen aufgefasst werden, »die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Hilfsmittel der Vervielfältigung bedienen«.<sup>49</sup> Das Programm eines Fernseh- oder Radiosenders, das unabhängig von den Nutzungsabsichten eines Einzelnen und den Erwartungshaltungen der Massen Bestand hat, bemisst dabei den Grad der Institutionalisierung. Nun ist klar, dass ein Ratgeber keine vergleichbare Institution wie eine Rundfunkanstalt ist. Das ist hier aber nicht ausschlaggebend. Vielmehr zählt, dass die Programmstruktur von Eppensteins Lehrgang auf eine Vereinheitlichung der Aneignungsprozesse durch die vielen Leser zielt. Es geht also nicht

45 Vgl. Michael Niehaus: *Was ist ein Format?* Hannover 2017, 65f.

46 Ebd., 67.

47 Ebd., 66.

48 Vgl. ebd.

49 Zit. n. ebd., 68.

um die Einrichtung einer Programmstruktur, die einem dispersen Rezipientenkollektiv die Wahl zwischen wiederkehrenden Formaten lässt, sondern um die Angleichung der Lerneffekte in der wiederholten Anwendung des Lernprogramms.

Dieser Aspekt macht sich natürlich vor allem in den Übungsteilen bemerkbar. So verspricht eine Übung zur *Gedankenrast*, dass sie »es jedem ermöglicht, nach gedanklichen Anstrengungen eine überraschend schnelle und wirksame Regeneration seiner geistigen Energie herbeizuführen« (98). Die Stelle macht klar, dass die Programmatik von Eppensteins Lehrgang vordergründig darin besteht, eine gleich gute Wirkung bei den verschiedenen Lesern, welche die Übung wiederholt ausführen, zu erzielen. Insofern ist die institutionelle Dimension der Programmatik zwar auch an den massenmedialen Vermittlungsmodus der Vervielfältigung gebunden, sie zielt aber im Gegensatz zu den Programm-Medien auf die Instituierung einer geordneten Lernpraxis, die das Leben der vielen Rezipienten positiv verändern soll. Aus diesem Grund ist auch die Beachtung der schrittweisen Durcharbeitung unabdingbar. So lautet eine der vielen Mahnungen: »Man führe [...] niemals eine Uebung aus, ohne zuvor die den Anweisungen beigegebene Begründung gelesen zu haben« (98).

Auch in den Abschnitten, die der Untersuchung der einzelnen Erfolgseigenschaften gewidmet sind, wird auf die Einhaltung der Schritt-für-Schritt-Ordnung gepoht, indem immer wieder auf zuvor erörterte Sachverhalte und Erkenntnisse rekuriert wird. Entsprechend beginnt das Kapitel »Die Macht des Mutes« nicht nur mit einer kurzen Rückschau auf die vorhergegangene Untersuchung der Konzentration, diese bildet auch die Grundlage für die weiterführenden Untersuchungen. »So werden wir uns nunmehr zunächst mit der Frage zu beschäftigen haben, in welcher Weise die konzentrierten Lebens- oder Nervenkräfte unseres Organismus wirksam werden« (125).

Man kann also sagen, dass sich der Grad der Institutionalisierung im Format des Lehrgangs nach der Programmatik richtet, mit der die verschiedenen Leser zu einem gleichen Tun angewiesen werden. Oder anders gesagt: Je zwingender die vorgegebene Ordnung der Programmteile für die erfolgreiche Ablegung des Lehrgangs ist, desto stärker wirkt die institutionelle Ebene auf das Subjekt. Es lässt sich kaum leugnen, dass die schrittweise Befolgung eines Lernprogramms einen eher disziplinierenden Charakter hat und in gewissem Gegensatz zu Eppensteins Aussage steht, er wünsche sich einen kritischen Leser. Allerdings ist das nur ein scheinbarer Widerspruch. Denn wo das Format des Lehrgangs den Rahmen vorgibt, innerhalb dessen sich der Wiedergebrauch des Texts durch verschiedene Leser vollzieht, dort besteht eine Ordnung, die sich nicht durch das delinquente Verhalten von Einzelnen aufheben lässt (vgl. 1.4). Zudem ist die Kritikfähigkeit des Lesers, wie oben bereits angemerkt, ein Zeichen von Beharrlichkeit und Charakterstärke, also Eigenschaften, die für die erfolgreiche Bewältigung des Lehrgangs erforderlich sind. Von daher ist es wohl eher so, dass Eppenstein mit dem kritischen Leser einen Rezipiententypus adressiert, der sich aufgrund seiner Persönlichkeitsmerkmale leicht an die Programmatik des Lehrgangs anpassen kann und gewisse ordnungsbildende Strukturen dieses Formats schon in sich trägt.

Das primäre Bezugssystem, auf das sich das Format des Lehrgangs stützt, um die vermittelten Inhalte zu bewahrheiten, ist die Wissenschaft. Allein die Tatsache, dass der Lehrgang als Studium konzipiert ist oder dass die praktischen Abschnitte als Untersuchungen bezeichnet werden, deutet diese Referenznahme an. Entsprechend macht

es sich auch Eppenstein zur Aufgabe, »durch wissenschaftlich bewiesene Tatsachen dar[zu]tun, daß der Wille zu Glück und Erfolg auch den Weg zu [den] höchsten Menschheitszielen bahnt« (6). Natürlich stellt sich in diesem Zusammenhang sogleich die Frage, ob Glück und Erfolg überhaupt adäquate Gegenstände der wissenschaftlichen Theoriebildung sind und ob die Bezugnahme auf das Wahrheitssystem der Wissenschaft nicht nur rhetorischer Natur ist. Dem kann man einerseits entgegnen, dass der *Will*e, der hier als treibendes Momentum für Glück und Erfolg genannt wird, am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert eines der dominanten Forschungsobjekte der experimentellen Psychologie darstellt.<sup>50</sup> Das heißt, dass die szientifische Bedeutung von bestimmten Themen und Gegenständen historisch bedingt ist und nicht einem überzeitlichen Geltungsanspruch unterliegt.<sup>51</sup> Andererseits stellt sich gerade in einem Genre wie dem der Erfolgsratgeber weniger die Frage nach der Richtigkeit des dargestellten Wissens als nach den Strategien zu dessen Bewährtheit.

Auf diese Weise rücken gerade die rhetorischen und ästhetischen Verfahren, mit denen Eppenstein den Anschein von Wissenschaftlichkeit erzeugt, in den Mittelpunkt der Betrachtung.<sup>52</sup> Dieser bedient sich hierfür zunächst bei einem domänentypischen Vokabular. Immer wieder ist von Tatsachen, Thesen, Mutmaßungen, Beweisen, Argumenten, Erkenntnissen, Beobachtungen, Erfahrungen, Schlussfolgerungen, Untersuchungsergebnissen uvm. die Rede. Alle diese Begriffe stellen auf der Textoberfläche den typischen Duktus eines wissenschaftlichen Diskurses her. Dabei wird die Oberfläche selbst zum Thema und als eine Erkenntnissphäre gedacht, in der sich das Wahre leicht offenbart. So heißt es etwa: »Schon oberflächliches Nachdenken lässt keinen Zweifel an der Unanfechtbarkeit dieser Thesen« (239). Die Unwiderlegbarkeit seiner Aussagen versucht Eppenstein auch durch die Evokation einer stringenten Argumentationsweise zu untermauern. Hierfür bemüht er einen erörternden Diskussionsstil, der mögliche Einwände formuliert und sich argumentativ mit diesen auseinandersetzt. So gibt er sich im Folgenden – wie an vielen Stellen des Texts – ebenso umsichtig wie problembewusst: »Nun ist es ja allerdings richtig, daß diese Hypothese nicht ohne weiteres und [...] nur unter einschränkenden Voraussetzungen der Nachprüfung standhält« (17). Dass Eppenstein die Argumentation in ihrem prozessualen Verlauf offenlegt und damit nachvollziehbar macht, wie er zu einer Meinung gekommen ist, entspricht dem Transparenzgebot der Wissenschaft. Dadurch soll nicht nur ein höherer Grad an Objektivität erreicht, es soll auch ein Wissen generiert werden, das unabhängig vom Äußerungskontext als wahr zu gelten hat.<sup>53</sup> In diesem Sinne tragen auch die Berücksichtigung anderer Meinungen (vgl. 535) oder die kritische Interpretation und Prüfung (vgl. 413f.) von Daten zum Nimbus der Wissenschaftlichkeit bei.

<sup>50</sup> Vgl. etwa Cowan: *Cult of the Will*, 1-3.

<sup>51</sup> Vgl. hierzu Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981, 253-279.

<sup>52</sup> Eine solche Untersuchungsperspektive hat die spezifischen poetologischen Verfahrensweisen im Text unter den Bedingungen einer wissenschaftlichen Autorschaft zu berücksichtigen. Vgl. Felix Steiner: »Wissenschaftliche Autorschaft zwischen Zeitschrift und Handbuch. Überlegungen zu einer am Autorbegriff orientierten Poetologie wissenschaftlicher Texte«. In: Matthias Schaffrick/Marcus Willand (Hg.): *Theorien und Praktiken der Autorschaft*. Berlin/Boston 2014, 567-593, hier 569f.

<sup>53</sup> Vgl. ebd., 568f.

Trotz des wissenschaftlichen Anspruchs bleiben die leichte Nachvollziehbarkeit und der lebenspraktische Bezug des aufgebotenen Wissens von maßgeblicher Bedeutung. Entsprechend wird immer wieder auf Alltagsbeobachtungen und deren allgemein verbürgte Gültigkeit rekurriert: »Endlich wissen wir ja auch aus praktischer Erfahrung« (402), heißt es dann, oder es wird eine Tatsache als »allbekannt« (275) hingestellt. Auch in der Aussage, dass es »gewiß keiner langen Begründung bedarf, um Jedem glaubhaft zu machen« (529), wird die besondere Erkenntnisqualität von alltagsnahem Wissen betont. Die Bezugnahme auf Erkenntnisse, zu denen auch die Leser leichten Zugang haben und die sie selbst schnell überprüfen können, ist eine rhetorische Strategie, mittels der ein textexternes Subjekt nicht nur überzeugt, sondern in den Erkenntnisbildungsprozess eingebunden werden soll. Insofern ist die Evidenzierung der beobachteten Sachverhalte auch an die praktische Teilnahme der Leser gebunden: »Man halte das nicht für unbegründete theoretische Mutmaßung, sondern überzeuge sich durch Beobachtung im Bekanntenkreise« (277). Es besteht kein Zweifel, dass diese Art der leserbezogenen Wissensdidaktik dem Format des Lehrgangs geschuldet ist. Im Vordergrund steht dabei das Lernen im Vollzug der Lektüre, wobei die prozessuale Argumentationsführung und Vermittlungsmethode wieder der Schritt-für-Schritt-Struktur des Studienprogramms entspricht.

Eines der maßgeblichen poetologischen Mittel, das Eppenstein einsetzt, um das Lernen aus der Erfahrung methodisch zu koordinieren, ist das *Beispiel*. Im Grunde werden permanent Beispiele in den Text gestreut, wobei zunächst die Unterschiede zwischen ihnen auffallen. Manchmal stehen sie für sich allein, manchmal treten sie in Kaskaden auf, manchmal sind sie von nur geringem Umfang und manchmal werden sie über mehrere Seiten hinweg diskutiert. Auch die Inhalte wechseln beständig. Zwar sind die Beispiele stets auf den aktuellen Kontext bezogen und behandeln Fragestellungen, die im Rahmen des Lehrgangs von Belang sind, sie nehmen dabei aber auf so unterschiedliche Sachverhalte wie das Rauchen (vgl. 200f.), die Eisenbahn (vgl. 484f.) oder den Ersten Weltkrieg (vgl. 619ff.) Bezug. Sehr unterschiedlich gestaltet sich auch die Einbettung der Beispiele in den Fließtext. Während manche Beispiele durch entsprechende *verba dicendi* wie »beispielsweise« (siehe etwa 47, 83 u. 139) oder das Kürzel »z.B.« (siehe etwa 149, 169 u. 273) angekündigt werden, gehen anderen Beispielen ganze Sätze voraus, die gleich noch die damit bezweckte Operation angeben: »Zwei Beispiele mögen diese Vorgänge verdeutlichen« (30). Gerade an der sprachlichen Realisierung zeigt sich, dass »das Beispielgeben eine diskursive Praxis ist«<sup>54</sup>, die eine bewusste textuelle Handlung impliziert. Von einem diskursanalytischen Standpunkt aus lassen sich deshalb »für das Vorkommen von Beispielen in Texten, [...] verschiedene Dimensionen unterscheiden«.<sup>55</sup> So würde die oben beschriebene Häufung und Verteilung der Beispiele etwa unter die – im engeren Sinne – diskursive Dimension fallen. Hingegen lässt die Ankündigung, dass zwei Beispiele zur Verdeutlichung vorgeführt werden sollen, ein Erläuterungsbeispiel erwarten, das demgegenüber einer eher konzeptionellen

54 Christian Lück/Michael Niehaus/Peter Risthaus/Manfred Schneider: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Archiv des Beispiels. Vorarbeiten und Überlegungen*. Zürich/Berlin 2013, 7-25, hier 14.

55 Ebd.: »Einleitung«, 14.

Dimension zuzurechnen wäre.<sup>56</sup> Weitere Dimensionen, in denen Beispiele wirksam werden können, sind die rhetorische und normative Dimension. Viele der bei Eppenstein eingesetzten Beispiele haben eine rhetorische Wirkungsdimension, da sie primär didaktischen Zwecken dienen. Normative Beispiele gibt es bei Eppenstein – wie in vielen anderen Erfolgsratgebern auch (vgl. Kap. 2) – in Form von vorbildlichen Karrieren berühmter erfolgreicher Menschen.<sup>57</sup> Welche Funktion ein Beispiel übernimmt, ist also immer kontextabhängig, wobei »die zunächst offensichtlichste Funktion von Beispielen [darin besteht], abstrakte Theoriekomplexe oder generelle Regeln zu illustrieren, also unmittelbare Evidenz für komplexe Zusammenhänge zu erzeugen«.<sup>58</sup> Im Kontext von Eppensteins Ratgeber spielt neben der Evidenzierung von Thesen oder Sachverhalten natürlich auch die Funktion des Ratgebens eine gewichtige Rolle. Diese ist eng mit der didaktischen Funktion der Beispiele und dem pädagogischen Prinzip des erfahrungsgestützten Lernens verbunden.

Dieser Zusammenhang lässt sich am besten anhand eines Beispiels ergründen. An einer Stelle deklamiert Eppenstein, dass die »allen Kopfarbeitern bekannte, verringerte Leistungsfähigkeit nach dem Essen« ein »lehrreiches Beispiel« (71) für die bedarfsgerechte Umverteilung der Nervenenergie im Körper ist. Was das Beispiel lehrreich macht, ist, dass es ein Vorverständnis nutzt, um einen komplexen neurologischen Vorgang verständlich zu machen. Obgleich die geistige Ermüdung nach dem Essen als ein Phänomen geschildert wird, das vor allem Kopfarbeiter kennen, dürften die meisten Leser eine Vorstellung davon haben, wie sich dieses Phänomen konkret äußert. Indem Eppenstein hier auf ein Wissen rekurriert, das der Alltagserfahrung entstammt, bahnt er ein Verständnis für einen weiterreichenden Erkenntniszusammenhang an. Günther Buck hat das didaktische Potenzial des Beispiels deshalb in dem Ausdruck der »einführende[n] Verständigung«<sup>59</sup> festgehalten. Demnach ermöglicht das Beispiel ein Verstehen, indem es ein implizites Wissen von der zu erkennenden Sache enthält und vor Augen führt.<sup>60</sup> Buck stützt sich bei seinen Ausführungen auf Aristoteles, der das Beispiel dem induktiven Erkenntnisverfahren der *epagogé* zurechnet. Dort wird es entsprechend als »Hinführung«<sup>61</sup> von einem Besonderen zu einem Allgemeinen definiert, wobei gilt, dass »das Ausgehen von der Erkenntnis des ›Besonderen‹ in Wahrheit ein Ausgehen von einem darin implizierten Wissen des Allgemeinen ist«.<sup>62</sup> Die epagogische Struktur des Beispiel-Verstehens besteht also darin, dass ein Besonderes vor Augen gestellt wird, das die Möglichkeit der Erkenntnis des Allgemeinen enthält. Beispiele fordern deshalb auch zur verstehenden Betrachtung auf und gehen mit einer Lernmethode einher, die vom Bekannten zum noch Unbekannten fortschreitet. Das heißt, um noch einmal das

<sup>56</sup> Vgl. ebd., 15f.

<sup>57</sup> Vgl. ebd., 15.

<sup>58</sup> Stefan Willer/Jens Ruchatz/Nicolas Pethes: »Zur Systematik des Beispiels«. In: Dies. (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin 2007, 7-59, hier 8.

<sup>59</sup> Günther Buck: *Lernen und Erfahrung – Epagogik. Zum Begriff der didaktischen Induktion*. Darmstadt 1989 [1967], 98.

<sup>60</sup> Vgl. ebd., 97f.

<sup>61</sup> Ebd., 33.

<sup>62</sup> Ebd., 38.

Beispiel von oben aufzugreifen, dass alle Personen, die das Gefühl der geistigen Ermüdung nach dem Essen kennen, im Grunde auch das Prinzip der Umverteilung der Nervenkraft verstehen können. Weil hier ein hinreichendes Erfahrungswissen das nötige Verständnis liefert, genügt ein einzelnes Beispiel, was zeigt, dass die epagogische Lernmethode nicht mit dem logischen Schlussverfahren der Induktion gleichzusetzen ist. Das wird vor allem an den Stellen deutlich, wo Eppenstein eine ganze Reihe von Beispielen anführt, um ein und denselben Sachverhalt zu klären. Eine solche Stelle findet sich im folgenden Zitat, in dem die »vollkommen anders geartete[n] Betätigungs möglichkeiten des Mutes« verhandelt werden:

Wir können uns weder darüber im Zweifel sein, daß ein Geschäftsmann, der Geld und Kraft an ein neues Unternehmen wagt, Mut betätigt, noch auch, daß Mut dazu gehört oder doch gehören kann, Anderen unangenehme Wahrheiten zu sagen, der herrschenden Ideenströmung entgegen eigene Meinungen zu vertreten, mit hergebrachten Vorurteilen zu brechen, eine drückende Abhängigkeit gegen eine ungewisse Selbständigkeit zu vertauschen, in der Lotterie der Ehe zu spielen, ein verantwortungsvolles Amt zu übernehmen, zum Zahnarzt zu gehen, oder auch nur einen lästigen Brief zu schreiben und dergl. mehr. (148)

Zwar trägt die Aufzählung der Beispiele zum besseren Verständnis dessen bei, was der Begriff *Mut* bedeutet, sie folgt dabei aber nicht der logischen Induktion, die das Allgemeine aus dem Besonderen ableitet. Vielmehr ist in jedem einzelnen Beispiel die Bedeutung des Begriffs gleichermaßen angelegt, sodass für sich genommen der Wagemut des Geschäftsmanns, die Verteidigung unkonventioneller Ideen oder das Glücksspiel der Ehe bereits ein hinreichendes Verständnis ermöglichen würden. Angesichts dessen scheint die Beispielreihe eher auf die Ausweitung des Erfahrungshorizonts zu zielen, um möglichst viele Situationen anzuführen, die den Lesern hinlänglich vertraut sind. Das Vorgehen ist daher additiv und nicht logisch folgernd. Es stellt in der Reihung der Beispiele eine multiple, aber unverbundene Hinsicht auf das Allgemeine her. Derart schult die Beispielreihe auch den verstehenden Umgang mit der Erfahrungswelt, da sie zeigt, wie viele unterschiedliche Tätigkeiten und Verhaltensweisen unter den Begriff des Muts fallen. Klar ist auch, dass die Beispiele austauschbar sind und – wie der abgekürzte Hinweis »dergl. mehr« am Ende des Zitats andeutet – durch viele weitere Beispiele ergänzt werden können. In manchen Fällen ist die Austauschbarkeit eine Folge der Fülle an möglichen Beispielen.<sup>63</sup> Dann ist von »willkürliche[n] Beispielen« die Rede, »denen wir zahllose weitere anfügen könnten« (508). Überhaupt ist mit der potenziellen Zahllosigkeit der Beispiele, derer man sich wie durch Zufall bedienen kann, die grenzenlose Materialität der Welt angezeigt. Es kann darin aber auch eine Aufforderung stecken; nämlich die Welt bzw. die Erfahrung nach passenden Beispielen abzusuchen. So gibt Eppenstein an einer Stelle zu bedenken, dass »zahllose Beispiele lehren« (25), wie wenig ein Lotteriegewinn oder eine Erbschaft ein Garant für Glück sind, ohne wirklich ein Beispiel zu nennen. Auch hier wird wieder die Erfahrung als

---

63 Vgl. zur Austauschbarkeit von Beispielen etwa Mirjam Schaub: *Das Singuläre und das Exemplarische. Zu Logik und Praxis der Beispiele in Philosophie und Ästhetik*. Zürich 2010, 49f.

einführende Verständigung aktiviert, dieses Mal aber als eine rein gedankliche Operation, bei der der Leser aufgefordert ist, sich Fälle von unglücklichen Lotteriegewinnern oder Erben vor das innere Auge zu rufen.

Die Beispiele sind, da sie das Lernen aus der Erfahrung einüben, unverzichtbare Bestandteile des Lehrgang-Formats und von daher an die institutionellen Rahmenbedingungen des Studienprogramms gebunden. Dabei wird die Beobachtung nicht nur als Grundlagenmethodik der wissenschaftlichen Erkenntnispraxis vermittelt, sie kommt in den Beispielen auch selbst zur Darstellung. Das hat zur Folge, dass sich darin regelmäßig mehrere Beobachtungsebenen überlagern und die institutionell strikt geschiedenen Positionen des Lehrenden und Lernenden in einem gemeinsamen Dispositiv zusammengeführt werden. Außerdem kommen dadurch Darstellungsverfahren zum Einsatz, die aufgrund der vermittelnden Perspektive, wie sie dem *discours* in Erzähltexten eigen ist, einen eher narrativen Charakter annehmen.

Den Beginn mag hier ein Beispiel zum Phänomen der nervösen Zerstreuung bzw. der mangelnden Konzentrationsfähigkeit bei Kindern machen. Eppenstein setzt auch in diesem Fall zunächst auf die Erfahrung des Lesepublikums, indem er eingangs die rhetorische Frage stellt: »Wer kennt wohl nicht aus eigenster Erfahrung ein oder auch mehrere Exemplare jener heranwachsenden Schuljugend, die den Tag der Zensur und Versetzung für sich und ihre gestrengen Väter regelmäßig zu einem Tage kummervoller Enttäuschung gestalten« (80). Eppenstein schafft mit der Frage insofern einen vorbereitenden Verständniskontext, als die Zeugnisübergabe eine hinreichend bekannte Situation darstellt, die sich leicht mit besagten Exemplaren schlechter Schüler anreichern lässt. Zweifelsohne steckt darin ein gewisses Kalkül. So kann Eppenstein im Anschluss nicht nur die Zerstreutheit als vermeintlich unbekannte Ursache der schlechten Schulleistungen lüften, er kann auch in eine Situation überleiten, die der Beobachtung nicht ohne weiteres zugänglich ist. Mit dem Satz, »betrachten wir einmal ein solches Kind« (80) leitet Eppenstein einen Perspektivenwechsel ein, der nun einen dieser Problemkind in seinem alltäglichen Wirkungskreis, dem Klassenzimmer, in den Blick nimmt.

Da sitzt Fritzchen auf der Schulbank. Die Beine vollführen ein Grabgeläute! Er hat aber [...] nicht nur zwecklos schlenkernde Beine, sondern auch Hände die in unmotiviert ständiger Bewegung sind, Augen, die gewohnheitsmäßig nach allen Seiten rollen [...] ein Gesäß, dem die Ruhe ebenso widerstrebt, wie seinen Gesichtsmuskeln die Unbeweglichkeit. (80f.)

Fritzchen ist natürlich eine rein imaginäre Figur und als solche nur eine mögliche Illustration aller möglichen – zumindest der männlichen – zerstreuten Kinder. Das heißt, dass auch die Symptome der Zerstreuung nur exemplarischen Charakter haben und, sofern sie die Unruhe als das ihnen Gemeinsame exemplifizieren, durch andere Zeichen ergänzt oder ersetzt werden können. Hier zeigt sich nochmals die generelle Austauschbarkeit von Beispielen, vorausgesetzt, es gibt eine genügend große Anzahl von ähnlich gelagerten Fällen.

Wichtiger aber ist in diesem Zusammenhang, dass der Perspektivenwechsel von der Situation der Zeugnisübergabe zu der Situation im Klassenzimmer mit einem Wech-

sel von einem vorgestellten Realen zu einem dargestellten Möglichen einhergeht. Was in der zweiten Situation beobachtet wird, stützt sich eben nicht mehr wie in der ersten Situation auf ein allgemein bekanntes Faktum. Vielmehr kommt darin ein fiktives Geschehen zur Darstellung, das insofern einen gewissen Realitätsanspruch wahrt, als die Schilderung von Fritzchens Verhalten im Bereich des Wahrscheinlichen liegt. Zu dieser Wahrscheinlichkeit, die auch für die Glaubwürdigkeit des Beispiels bürgt, trägt nicht zuletzt die sinnliche Beschaffenheit der Symptome bei. Sowohl das Grabgeläut der Beine als auch die beständige Bewegung von Augen, Armen und Gesichtsmuskeln verleihen dem geschilderten Geschehen eine situative Erlebnisqualität, die nicht nur die Distanz zwischen Beobachter und Beobachtetem verringert, sondern die Perspektive von Lehrendem und Lernenden in der gemeinsamen Hinsicht vereint. Beide sehen und beobachten Fritzchen von dem gleichen Standpunkt aus, als würden sie sich zur gleichen Zeit am gleichen Ort – dem Klassenzimmer Fritzchens – aufhalten. Dass gerade diese Unwahrscheinlichkeit der situativen Anwesenheit zur Wahrscheinlichkeit des Beispiels beiträgt, ist wohl zu dessen besonderer rhetorischer Wirkung zu rechnen. Sie verdankt sich letztlich dem Umstand, dass die Hinsicht von einem Besonderen auf ein Allgemeines in die Darstellung eines konkreten Geschehens integriert ist, wodurch die Möglichkeit, dass sich bei anderen zerstreuten Kindern die gleichen Symptome wie bei Fritzchen zeigen, an Realität gewinnt.

Was dem Beispiel der zerstreuten Kinder eine eminent narratologische Struktur verleiht, ist aber weniger die Fiktivität mancher Teilstücke als vielmehr die wiederholten Wechsel in der Perspektive. Schon der erste Perspektivenwechsel, der sich zwischen der Situation der Zeugnisübergabe und der Situation in Fritzchens Klassenzimmer vollzieht, verdeutlicht diesen Umstand. Denn im Grunde wird hier von einer internen Fokalisierung Eppensteins, die auf einen außertextuellen Referenzbereich bezogen ist, weil sie eine den Leser\*innen gemeinsame Erfahrung antizipiert, zu einer externen Fokalisierung Fritzchens innerhalb einer fiktiven Situation gewechselt. Mit diesem Perspektivenwechsel geht nicht nur eine Verschiebung des zugrundeliegenden Beobachtungsdispositivs einher, er setzt auch eine Beweglichkeit der fokalisierenden Beobachtungsinstanz voraus, die sich auf diese Weise nur in fiktionalen Texten realisieren lässt. Das bestätigt auch der zweite bedeutende Perspektivenwechsel. Dort wird nämlich Einblick in das Innenleben von Fritzchen genommen, wenn es heißt: »Seine umherschweifenden Blicke erhaschen tausend Bilder und Eindrücke und wecken Erinnerungen und Folgerungen in solcher Zahl, daß [...] schließlich nicht mehr allzuviel Kraft für den eigentlichen Zweck des Schulbesuchs, für das Lernen und Begreifen übrigbleibt« (81). Man sieht, welche Freiheiten die fokalisierende Instanz in Eppensteins Beispiel genießt. Der geradezu übergangslose Wechsel von der Außen- zur Innenansicht überschreitet alle Möglichkeiten objektiver Wahrnehmung und ist eindeutig als fiktionaler Darstellungsmodus markiert. In der Erzähltheorie werden solche Perspektivenwechsel als variable Fokalisierung bezeichnet, die, wenn sie nicht »isoliert in einem kohärenten Kontext auftritt«,<sup>64</sup> einer partiellen Allwissenheit gleichkommt.<sup>65</sup> Zwar kann

64 Gérard Genette: *Die Erzählung*. Aus dem Französischen von Andreas Knop. Paderborn 2010, 125.

65 Vgl. ebd., 124f; zur Diskussion um die narratologischen Kategorien der Perspektive und Fokalisierung siehe auch 118-124.

Eppenstein zwischen den verschiedenen Fokalisierungen wechselt, es ist aber unmöglich für ihn, Fritzchen gleichzeitig von außen und innen zu beobachten. Partiell kann die Allwissenheit aber auch sein, weil gewisse Informationsstände bewusst ausgespart werden wie etwa die Frage, ob Fritzchen über seine Misere Bescheid weiß und ob er die Problematik der zerstreuten Nervenenergie versteht.

Die Freiheit, die die partielle Allwissenheit durch den Wechsel der verschiedenen Perspektiven bietet, bezieht auch die Montage von theoretischen Erörterungen und Diskursen mit ein. So fügt Eppenstein, gleich nachdem er Fritzchens Bewusstsein durchleuchtet hat, einen pädagogischen Exkurs zur Kindererziehung an: »Es dürfte bereits hier am Platze sein, ein paar vorbereitende Betrachtungen über den Wert der Erziehung zu energetischer Konzentration im frühesten Kindesalter einfließen zu lassen« (81). Nicht nur kann Eppenstein durch die montierte Passage die um 1900 so viel diskutierte Frage der Schulüberbürdung in das Beispiel einflechten – »eine europaweite Diskussion, die eng mit Schulreformdebatten zusammenhing und deren Auswirkungen von der Politik bis in die Literatur reichte«<sup>66</sup> – er kann auch die Ausführungen zu einer nervenhygienischen Kindererziehung in einen Rat wenden. So schreibt er, nachdem er die Unterlassung von »überflüssige[n] Bewegungen zur Zeit anderer Beschäftigungen« als vordringliche pädagogische Maßnahme eruiert hat, »daß auch Erwachsenen, die mit ihrer Nervenkraft haushalten müssen, ganz der nämliche Rat zu erteilen ist« (86). Hieran zeigt sich, dass das Lernen am Beispiel neben dem Verständnis einer medizinischen Materie – dem Problem der Energieverschwendungen – auch ein Verständnis für die lebenspraktischen Maßregeln anbahnt, mittels derer sich dieses Problem vermeiden lässt. Unter dem Aspekt der wechselnden Perspektive ist es daher auch wenig überraschend, dass sich gerade am Ende des Beispiels der Blick wieder auf den Leser richtet. Wurde dieser zu Beginn noch mit dem Umstand konfrontiert, dass ihm eines der Schulkinder bekannt sein dürfte, die am Tag der Zeugnisübergabe ihre Väter enttäuschen, werden ihm am Ende die positiven Effekte der Nervenhygiene in Aussicht gestellt. »Das aber ist schon ein sehr bedeutsamer Erfolg für den, der die Kunst der Nervenkonzentration erlernen und damit die Macht zu vollkommener Selbstbeherrschung erringen will« (87).

Viele der Beispiele realisieren bei Eppenstein auf diese Weise das ratgeberische Narrativ der Problemlösung. Insofern können sie – wie viele der hier untersuchten Ratgeber – zu den instruierend-anweisenden Textsorten gezählt werden.<sup>67</sup> Das bedeutet genaugenommen, »daß sie Informationen liefern, die zur Verbesserung oder Vermeidung eines als für den Adressaten negativ, defizitär oder problematisch beurteilten Zustands beitragen können«.<sup>68</sup> Da aber die Vermittlung dieser Informationen in einer Darstellungsform erfolgt, die einen konkreten Sachverhalt zur Anschauung bringt, kommen dabei auch verstärkt narrative Verfahren zum Einsatz. Eines davon, und wohl das dominante, ist eben die Perspektive einer allwissenden Beobachterinstanz. Sie findet sich auch in anderen Beispielen, wo sie dafür sorgt, dass die lebenspraktische Lehre,

<sup>66</sup> Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität*, 315.

<sup>67</sup> Siehe zum Begriff und zur Bestimmung von instruierend-anweisenden Texten das Kapitel 4.5 in Heinz-Helmut Lüger: *Pressesprache*. Tübingen 1995, 147-151.

<sup>68</sup> Ebd., 147.

wie ein Problem gelöst werden kann oder was für den Erfolg zu tun ist, auf möglichst verständliche bzw. möglichst anschauliche Weise vermittelt wird.

So etwa in dem Beispiel der zwei Bewerber, die sich auf ein Zeitungsinserat melden und in ihren unterschiedlichen Vorkehrungen betrachtet werden. Das Beispiel, das sich wohl nicht ohne Grund im Kapitel »Praktische Lebenskunst« findet, ist fiktiv. Das wird schon daran ersichtlich, dass die Bewerber keine Namen tragen, sondern nur A und B heißen. Da das gesamte Setting erfunden ist, fällt auch die Perspektive einer allwissenden Beobachterinstanz nicht aus dem Rahmen, wobei sie umgekehrt sehr wohl zum Fiktionscharakter des Beispiels beiträgt. Ein klarer Marker der Allwissenheit ist auch hier die variable Fokalisierung, die es ermöglicht, dass Eppenstein zwischen den Innenwelten von Bewerber A und B hin- und herwechselt. So schildert er eingangs die Gedanken, die sich A zu dem Inserat macht, während er an anderer Stelle von den Wünschen B's hinsichtlich des Vorstellungsgesprächs spricht (vgl. 589). »B, der übliche junge Mann, hegt natürlich den gleichen Wunsch, vorteilhaft zu wirken, wie A« (589f.). Dass B hier als »der übliche junge Mann« bezeichnet wird, ist der kontrapunktischen Figurenkonstellation geschuldet, die sich häufig in den Erfolgsratgebern findet und den Gegensatz zwischen Gewinner- und Verlierertyp auf möglichst schematische Weise illustrieren soll. So auch bei Eppenstein: Während A als ein Bewerber dargestellt wird, der sich der Psychologie als Kunst der Menschenbeobachtung bedient, um »Charakter und Denkungsart des Arbeitgebers« (590) zu studieren, gehört B »zu jener großen Mehrheit, der es niemals in den Sinn kommt, die Eigenart eines Menschen bewußt sondieren zu wollen« (589).

Gerade die letzte Aussage macht noch einmal klar, dass das Beispiel, obwohl es fiktiv ist, dennoch eine enge Beziehung zur empirischen Welt unterhält. Das heißt, dass auch hier wie schon zuvor bei Fritzchen der dargestellte Sachverhalt als eine reale Möglichkeit vorgeführt wird, der sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit so oder ähnlich in der Realität vorfinden lässt. Entsprechend fungiert auch hier die Perspektive der allwissenden Beobachtungsinstanz als ein Modus, der die Vermittlung eines faktisch möglichen Szenarios überhaupt erbringen kann. Das wird noch deutlicher, wenn man sich klar macht, dass das Beispiel im Grunde wie ein Experiment funktioniert. So werden viele der Handlungen und Gedanken der Bewerber als bloße Möglichkeit formuliert, die sich so oder anders, aber eben mit einiger Wahrscheinlichkeit auch bei anderen Bewerbern finden lassen würden. »Er wird vielleicht (und sogar wahrscheinlich) zunächst nur die an ihn gestellten Fragen bündig beantworten« (590), heißt es etwa über das Verhalten von A während des Bewerbungsgesprächs. Die aus einer souveränen Distanz mutmaßende Erzählinstanz ist dabei die waltende Macht, die alle Vorgänge des Experiments überwacht. Sie spricht den Bewerbern Eigenschaften zu, die für den zu untersuchenden Gegenstand von Bedeutung sind, ändert den situativen Kontext, wo es erforderlich ist und stellt mögliche Verhaltensweisen sowie mögliche Gedankengänge der Probanden aus. Obwohl das Beispiel kein exaktes Wissen liefert, weil es in der Darstellung des Bewerbungsprozesses zu viele Variablen einschließt, bedient es sich mit der Experimentalstruktur einer eminent wissenschaftlichen Erkenntnisform. Damit kommt es nicht nur Eppensteins Credo der Wissenschaftlichkeit nach, es vermittelt auch ein Wissen, wie unter optimalen Bedingungen die Menschenbeobachtung zu vollführen und für die eigenen Erfolgsziele zu nutzen ist. Entsprechend formuliert Eppen-

stein »als ersten Grundsatz praktischer Lebenskunst«, der als Lehre aus dem Beispiel zu folgen hat, dass »möglichst viele Menschen hinsichtlich ihrer persönlichen Sonderart zu studieren« (591) sind. Hier zeigt sich noch einmal, dass das Studium des Lehrgangs in die Lebenspraxis der Leser hineinwirken soll und dass das Beispiel, indem es die Beobachtung von der Darstellung in die Anwendung überführt, als pädagogisch-didaktische Schnittstelle zwischen Lehrendem und Lernenden fungiert.

- 4.3 Emil Peters: Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit (ca. 1920) und Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen (ca. 1920)

Abbildung 25: Deckblatt.

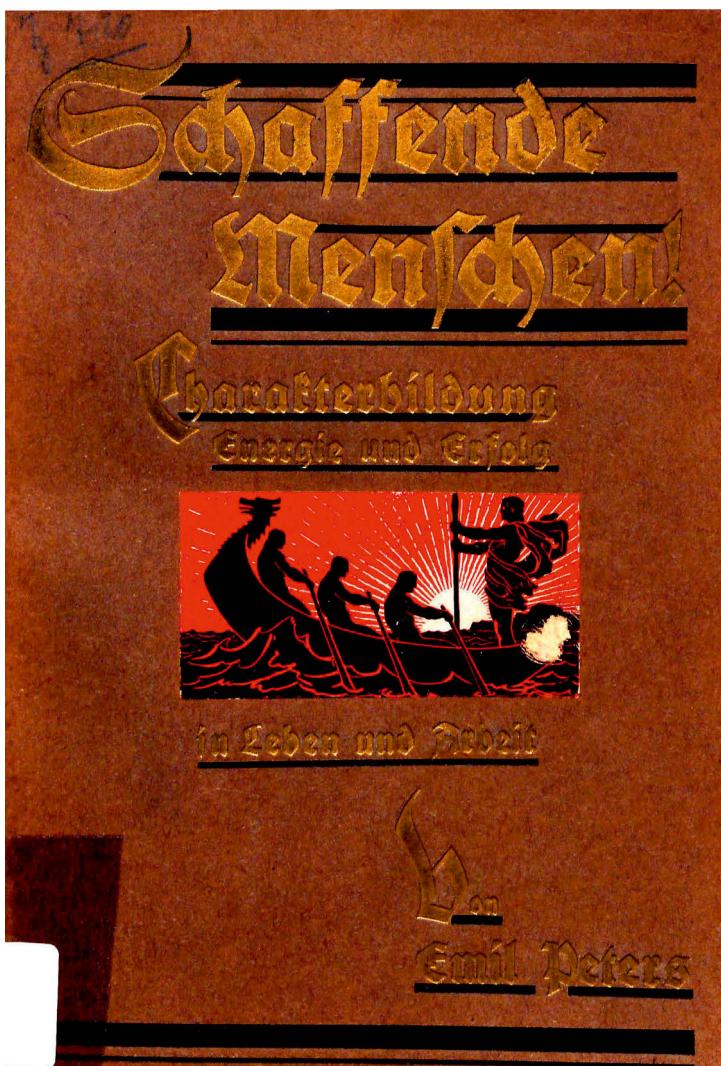
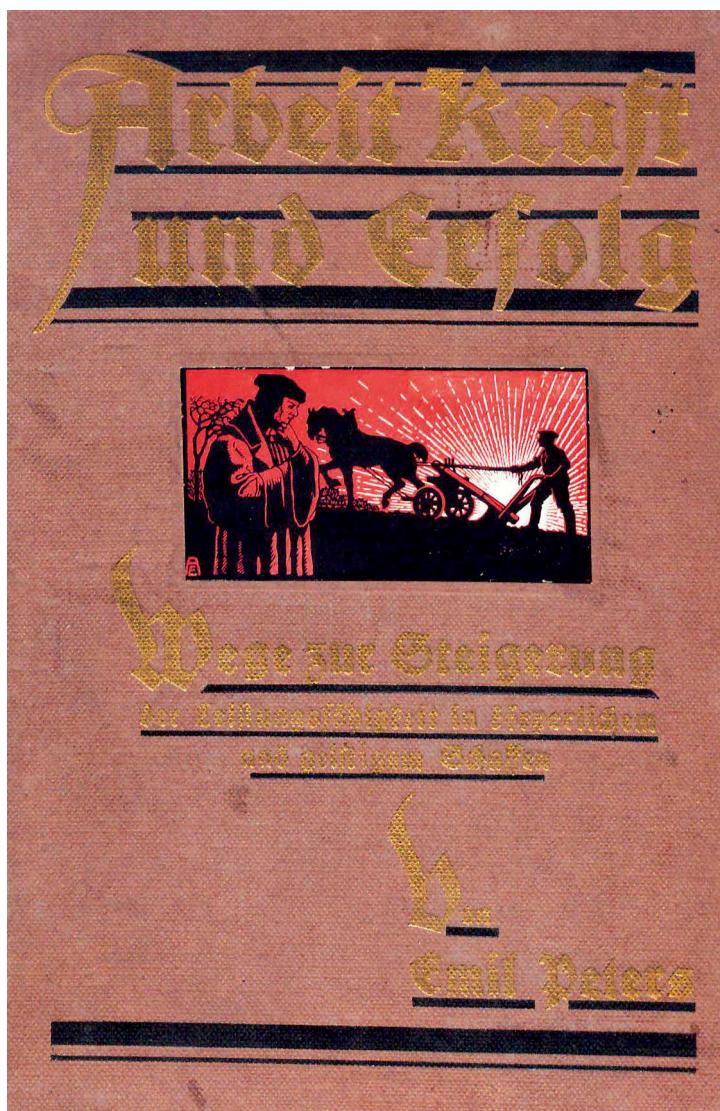


Abbildung 26: Buchcover.



Mit *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit*<sup>69</sup> (o.J.) von Emil Peters liegt ein Ratgeber vor, bei dem das Thema der Nerven zunächst in den Hintergrund gerückt scheint. Allerdings gibt es dafür eine einfache Erklärung. *Schaffende Menschen* bildet, so kann man einer Werbeanzeige am Ende des Texts (204) entnehmen, den ersten Teil eines zweibändigen Kompendiums, dessen zweiter Teil den Titel *Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen*<sup>70</sup> (o.J.) trägt. Hier, im zweiten Teil, wird nicht nur in der Einleitung (8) direkt auf den Vorgängerband verwiesen, es werden auch die Nerven unter dem Aspekt ihres energetischen Leistungspotenzials eingehend behandelt. Die beiden Teile sind als Komplementärbande konzipiert und bauen thematisch aufeinander auf. Während *Schaffende Menschen*, so legt Peters in der Einleitung des zweiten Teils dar, die Gesetze der Arbeit im Bereich des Geists und der Seele entwickelt, soll *Arbeit, Kraft und Erfolg* das Gleiche im Bereich des Körpers tun (11). Mit den Bänden wird so gesehen eine Fundamentaltheorie der Arbeit auf Basis der Geist-Körper-Dualität entworfen, deren Komplementarität auf der Überzeugung beruht, dass der Körper als das »zeitlich-feste Schutzgebiet des Geistes« (8) bzw. als dessen »Werkzeug« (9) gedacht wird.

Diesem inhaltlichen Zuschnitt ist es auch geschuldet, dass der Erfolgsbegriff bei Peters eng an den Begriff der Arbeit gekoppelt ist, wozu vor allem im ersten Band eine entsprechende Erörterung erfolgt. Hier finden sich entsprechend Kapitel über »Erfolg und Macht« oder über die »Geheimnisse des Erfolgs«, aber auch Kapitel über »Arbeit«, »Faulheit« und »Die Werke der Seele«. Demgegenüber behandeln die Kapitel des zweiten Bands Themen wie »Steigende und sinkende Nervenkraft«, »Nervenreize und Nervenpflege« oder »Klima, Witterung und Arbeitsfähigkeit«. Gerade in Bezug auf die Gesundheitspflege der Nerven durch richtige Ernährung, ländliche Ruheküuren oder die Heilwirkung des Sonnenlichts verrät Peters seinen lebensreformerischen Hintergrund. Herausgegeben werden die Bände vom Volkskraft-Verlag, der im Oktober 1905 in Köln gegründet und von Peters 1906 übernommen wurde. Dieser übersiedelte mit dem Verlag 1909 erst nach Neuenhagen bei Berlin und 1919 schließlich nach Konstanz.<sup>71</sup> Da beide Bände in Neuenhagen bei Berlin erschienen sind, sich aber neben der mehrfachen Erwähnung des Ersten Weltkriegs keine genauen Daten zu ihrer Veröffentlichung ermitteln lassen, kann ihr wahrscheinliches Erscheinungsdatum auf den groben Zeitraum zwischen 1918 und 1919 festgesetzt werden.

Rein äußerlich sind die Bände im gleichen Design gestaltet. Beide erscheinen als Hardcover in braunem Einband, auf das – siehe Abbildung des Frontcovers – mit goldenen Lettern und schwarzen Unterstreichungen Titel, Untertitel und Autorename gedruckt sind. Allein die mittig positionierten und in Größe wie auch Farbgebung (rot-schwarz-weiß) übereinstimmenden Bilder zeigen etwas Verschiedenes. Während das

69 Emil Peters: *Schaffende Menschen! Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben und Arbeit*. Berlin: Volkskraft-Verlag o.J. (ca. 1920). Künftig zitiert im Text.

70 Emil Peters: *Arbeit, Kraft und Erfolg. Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen*. Berlin: Volkskraft-Verlag o.J. (ca. 1920). Künftig zitiert im Text.

71 Siehe unter dem Lemma »Volkskraft-Verlag« in Reinhard Würffel: *Lexikon Deutscher Verlage von A – Z. 1071 Verlage und Verlagssignete vom Anfang der Buchdruckerkunst bis 1945. Adressen – Daten – Fakten – Namen*. Berlin 2000, 951f.

Bild von *Schaffende Menschen* eine antikisierende Darstellung einer Bootsfahrt zeigt, bei der drei nahezu identisch aussehende Ruderer einem Mann im griechischen Chiton (archaischer Umhang) mit Stab vor der Brust gegenüber sitzen, ist das Bild von *Arbeit, Kraft und Erfolg* von dem Kontrast zwischen einem altertümlich wirkenden Gelehrten im Vordergrund und einem Feldarbeiter mit Pferd und Pflug im Hintergrund beherrscht. Beide Bilder unterhalten eine Beziehung zum Buchinnern. So kann man in der Figurenkonstellation der Bootsfahrt die Stilisierung einer Ausnahmepersönlichkeit sehen, die Peters im Innern von *Schaffende Menschen* als die Entrücktheit des Genies von der Allgemeinheit thematisieren wird (vgl. 36). Im Fall des zweiten Bilds ist mit der kontrastierenden Darstellung von Gelehrtem und Feldarbeiter gleich ein nervenhygienischer Ratschlag verbunden. So heißt es im Kapitel *Ermüdung und Arbeitsleistung*: »Wer schwere Gedankenarbeit hinlegt, um Gartenarbeit zu tun [...], wird eine Erleichterung verspüren« (33). Hier zeigt sich, wie der piktoriale Peritext inhaltliche Elemente des Buchs vorab visualisiert und den Leser so auf eine Welt einstimmt, in der herausragende Herrschergestalten glorifiziert und die Geistestätigkeit als höherstehende Arbeit priorisiert wird. Außerdem findet die antikisierende und altertümliche Motivik der beiden Bilder ihr Pendant in den Initialen, die am Anfang jedes Kapitels stehen und die immer wieder Tempelanlagen, Burgen und andere Motive vormodernen Lebens zeigen. In dieser eher rückwärtsgewandten Motivwahl lässt Peters einen kruden Historismus erkennen, der ideologisch eingefärbt ist und in dem eine auktoriale Gesinnungshaltung zum Ausdruck kommt.

Hierzu muss man sich nur einmal die weiteren publizistischen Aktivitäten von Peters anschauen. Unter anderem tritt er auch als Herausgeber der Monatszeitschrift *Volkskraft* in Erscheinung, die sich als Organ des *Deutschen Bundes für Regeneration* versteht. Dessen zentrales Anliegen ist laut Inserat eine »zielbewusst[e] Individual- und Rassenhygiene unter dem Gesichtspunkt einer Wiedererweckung deutscher Volkskraft und deutschen Edelsinns auf biologischer und nationaler Grundlage«.<sup>72</sup> Interessant ist, dass sich die *Volkskraft* trotz dieser nationalistischen und rassenhygienischen Agenda keiner bestimmten weltanschaulichen Position zurechnen will, sondern den »völlig[e]n Ausschluß irgend welcher politischer oder religiöser Sonderströmungen«<sup>73</sup> fordert. Maßgeblich hierfür dürfte die biologistische Fundierung des Nationalen und Rassischen sein, mit der ein Anspruch auf naturwissenschaftliche Evidenz erhoben wird. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts war die Biologie die Leitdisziplin für die Geschichts- und Sozialwissenschaften, eine unheilvolle Verbindung, von der auch die Schriften Peters geprägt sind.<sup>74</sup> So entwirft er in seinem Ratgeber *Wie gewinne und erhalte ich gesunde und starke Nerven?* (1908) eine volksgeschichtliche Theorie der Degeneration, die im Verfall der Kräfte den naturgesetzlichen Motor des Völkersterbens entdeckt. »Diese Einbuße

72 Das Zitat stammt aus einer Werbeanzeige in Emil Peters: *Wiedergeburt der Kraft. Gesundheitspflege der Nerven: Körperlicher und geistiger Führer durch Kindheit, Jugend, Liebes-, Ehe und Geschlechtsleben*. Berlin: Volkskraft-Verlag 1908, 299.

73 Ebd., 299.

74 Siehe hierzu etwa Hans Schleier: »Neue Ansätze der Kulturgeschichte zwischen 1830 und 1900. Zivilisationsgeschichte und Naturgesetze. Darwinismus und Kulturbiozismus«. In: Ulrich Mühlack (Hg.): *Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert*. Berlin 2003, 137-157.

an biologischer Kraft bildet den Kern jenes seltsamen und tragischen Schauspieles, das uns bisher jedes Kulturvolk in seinem Auf- und Abstieg dargeboten hat. Entartung! Verfall!«.<sup>75</sup> Dass eine solche kulturrevolutionäre Entartungstheorie nicht weit von einem hegemonialen Kulturverständnis entfernt sein kann, zeigt eine Stelle in *Schaffende Menschen*, wo der geistige Kulturmensch aufgrund seiner vermeintlich längeren Lebenszeit über den wilden Primitivmensch gestellt wird (vgl. 14).

Peters betreibt einen rigorosen Themen- und Methoden-Eklektizismus, der Fragen der Erziehung und Sexualität im Licht der Volkshygiene diskutiert, der Psychologie mithilfe der Graphologie und Phrenologie betreibt und der Krankheit als ein Problem der inneren Einstellung begreift. Das einende Band ist der lebensreformerische Standpunkt, zu dessen ideologischem Grundsatzprogramm gehört, durch Rückkehr zu einer vorindustriellen Lebensweise den gesellschaftlichen Fortschritt voranzutreiben.<sup>76</sup> Daher erklärt sich auch der antimodernistische Zug der beiden hier besprochenen Bände, in die neben völkischem Ideengut auch kulturkritische Positionen des Sozialismus wie etwa die Entfremdung des Menschen durch die Automatisierung der Industriearbeit einfließen. Dieses ambivalente Nebeneinander von konkurrierenden politischen Überzeugungen ist charakteristisch für die Lebensreformbewegung um 1900 und wirkt sich entsprechend auf den Erfolgsbegriff bei Peters aus.<sup>77</sup>

Allerdings zielt die erste Definition von Erfolg, der man in *Schaffende Menschen* begegnet, zunächst in eine andere Richtung. So kann man gleich zu Beginn der Einleitung lesen: »Erfolg ist eine große Sehnsucht aller Menschen« (7). Die Ausnahmslosigkeit, mit der hier der Erfolg als Objekt des menschlichen Begehrens bestimmt wird, schließt vor allem zwei institutionelle Operationen ein. Einerseits nimmt sie eine allinklusive Adressierung vor, die nicht nur den potenziellen Leserkreis maximal erweitert, sondern durch die Gleichschaltung des Affektlebens eine generelle Ratbedürftigkeit unterstellt. Andererseits wird über das Gefühl der Sehnsucht eine immaterielle Form des Erfolgs avisiert, die eine grundlegende Instabilität evoziert, indem sie das Subjekt verunsichert. Denn als Sehnsuchtsgefühl ist der Erfolg vor allem von seinem möglichen Scheitern bedroht: »Er ist das große Fragezeichen, das zitternd und schwankend hinter Arbeit und Unternehmung steht, hinter Pläne und Hoffnungen gesetzt wird« (7). Erfolg wird damit, was ihm überhaupt erst seine »hohe soziale Plausibilität«<sup>78</sup> verleiht, nicht nur von seinem Gegenteil, dem Scheitern, her bestimmt, er ist auch an andere Bedingungen als eine allgemeine Gefühlsdisposition geknüpft.

Bei Peters bedeutet Erfolg – was unter den Erfolgsratgebern wohl selten ist – zulernerst ein ideelles Phänomen. »Der Erfolg ist kein Äußerliches, er ist ein Innerliches, ist Befriedigung — ist Glück« (11). Diese ideelle Auffassung von Erfolg basiert auf Peters' pädagogischem Begriff der Arbeit, die er »die wahre Schule für den Charakter«

<sup>75</sup> Emil Peters: *Wie gewinne und erhalte ich gesunde und starke Nerven? Neue Wege zur Steigerung des Lebens*. Berlin: Volkskraft-Verlag 1908, 2.

<sup>76</sup> Vgl. Thorsten Carstensen/Marcel Schmid: »Die Literatur der Lebensreform. Kontexte, Orte und Autoren«. In: Dies. (Hg.): *Die Literatur der Lebensreform. Kulturkritik und Aufbruchstimmung um 1900*. Bielefeld 2016, 9–26, hier 11; vgl. Kap. 5.

<sup>77</sup> Vgl. Thorsten/Schmid: »Die Literatur der Lebensreform«, 11f.

<sup>78</sup> Sighard Neckel: »Erfolg«. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt a.M. 2004, 63–70, hier 63.

(10) nennt. Der eigentliche Zweck der Arbeit ist demnach, den arbeitenden Menschen innerlich zu formen und zu einem Bürger »jener anderen — geistigen — Welt, die jenseits der Materie die höheren und edleren Aufgaben des Menschen erkennt« (10), zu erziehen. Von daher erklärt es sich, warum Peters sein Buch mit großer Phrase als »Seelenlehre der Arbeit« (7) bezeichnet und warum er der Ansicht ist, dass »alle Wege zum Erfolg durch die Persönlichkeit« (11) gehen müssen. Zwischen Arbeit und Erfolg vermittelt demnach ein Bildungsideal, das nicht im Gelderwerb das Telos menschlichen Strebens sieht, sondern in der Entwicklung und Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit. Diese ist dem Erfolg zugleich eine sittliche Grenze, indem sie die Gesetze der Menschlichkeit (»Liebe« und »Hilfe«, 11) gegen die egoistischen Tendenzen des Materialismus (vgl. 11) wahrt und ein ideelles Maß für das Wachstum des Erfolgs vorgibt (vgl. 29). An der Entwicklungsstufe der Persönlichkeit und der Dauer eines Arbeitslebens bemisst sich deshalb auch der Wert des Erfolgs. So gilt Peters ein früher Erfolg als Versuchung der Götter, während ein später Erfolg als legitimer Verdienst des arbeitenden Menschen gerechtfertigt wird: »Im späteren Erfolg ist mehr Reise. Es steckt mehr Arbeit in ihm, und darum haben wir auf ihn ein größeres Recht« (30).

Die Vorstellung, dass der Erfolg am Ende einer Reise steht, in der das Ich über die seelisch formende Kraft der Arbeit zu seiner Selbstvervollkommnung gelangt, knüpft an eines der wohl populärsten Narrative des 19. Jahrhunderts an. Gemeint ist das Erzählschema des Bildungsromans (vgl. 2.2). Dessen Kern, der sozusagen die Grundstruktur der Gattung bildet, ist nach Gerhart Mayer »die Idee einer Bildsamkeit des Individuums: dessen Fähigkeit, sich während der Jugendzeit und Adoleszenz in Auseinandersetzung mit den Anforderungen der Umwelt zur personalen Identität, zum Bewußtsein der Konsistenz und Kontinuität des Ichs zu entwickeln«.<sup>79</sup> Verbunden mit dieser Idee einer konsistenten Ich-Entwicklung ist die Verlaufsform einer relativ linearen Suche, die von Irrtümern und Enttäuschungen begleitet ist und die eine krisenhafte innere Progression des Protagonisten bewirkt.<sup>80</sup> Dabei ist es eine »Lizenz der Gattung«, dass die harmonische Schließung der Suche oft ironisiert, durch das Scheitern des Protagonisten konterkariert oder durch Projektionen bloß angedeutet wird.<sup>81</sup> Natürlich sind die meisten der prototypischen Merkmale an einem Literaturkanon gewonnen, zu dessen Hauptvertretern seit Diltheys Auseinandersetzung mit dem Bildungsroman Hölderlins *Hyperion* und Goethes *Wilhelm Meister* zählen.<sup>82</sup> Aber das Problem, das die Literaturwissenschaft mit einer definiten Gattungsbestimmung hat, nämlich zu entscheiden, »ob dieser oder jener Roman *schon* ein Bildungsroman, *noch* keiner oder *keiner mehr* ist«,<sup>83</sup> entfällt bei ihrer Übertragung in andere Literatur- oder Wirkungsbereiche. Ein Beispiel ist die ausufernde Trivialliteratur des 19. Jahrhunderts, die dem Bedürfnis nach Harmonie und naivem Lebensglück umso mehr entspricht, »je mehr [sie] sich das

79 Gerhart Mayer: *Der deutsche Bildungsroman. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1992, 19.

80 Vgl. ebd., 19f.

81 Vgl. Katrin Dennerlein/Elisabeth Böhm: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Der Bildungsroman im literarischen Feld. Neue Perspektiven auf eine Gattung*. Berlin/Boston 2016, 2.

82 Vgl. Monika Schrader: *Mimesis und Poiesis. Poetologische Studien zum Bildungsroman*. Berlin/New York 1975, 1-7.

83 Rolf Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*. Stuttgart/Weimar 1994, 27.

Schema des Bildungsromans anverwandelt«.<sup>84</sup> Das heißt, dass gerade in gattungsfernen Genres, die eine ›narrativ-nahe‹ Reduktion der komplexen literarischen Vorbilder vornehmen, die prototypische Struktur des Bildungsromans zur vollen Blüte kommt. Welche Merkmale oder Elemente diese dann genau beinhaltet, unterliegt kontextspezifischen Selektionsprozessen, die das Ausgangsschema nach Bedarf kürzen oder erweitern, jedenfalls aber modifizieren.<sup>85</sup>

Bei Peters etwa spielt der Aspekt der Adoleszenz keine wirkliche Rolle, wohingegen der Konflikt mit der Umwelt und die krisenhafte Progression der Ich-Werdung stärker hervortreten. Kampf, Missgeschick und Unglück sind für Peters deshalb notwendige Widerstände, an denen der arbeitende Mensch wächst und die das Telos eines zielgerichteten Lebenslaufs gewährleisten. Entsprechend konstatiert er: »Ein kampfloses Leben ist wie ein gas- und steuerloser Ballon, ohne Richtung, ohne Ziel« (32). Dass trotz der Abwandlungen das Narrativ des Bildungsromans als formbestimmendes Narrativ erkennbar bleibt, hat damit zu tun, dass die Verknüpfung zwischen einer linearen Entwicklungsgeschichte und einer Bildungsidee eine ausreichende Analogie herstellt.<sup>86</sup> Folgt man Albrecht Koschorke, ist diese Ausdünnung auf ein basales und leicht erkennbares Erzählschema ein Effekt, der populäre Plots ereilt, wenn sie die weit verzweigten kulturellen Distributionswege der Weitererzählung durchlaufen.<sup>87</sup> Weil solche reduktiven Schemata »Dispositive von einem mittleren Härtegrad« sind, die lediglich »die in ihnen enthaltenen Elemente konfigurieren, aber nicht bis ins Letzte festschreiben«,<sup>88</sup> kann Peters das Element der Adoleszenz tilgen, ohne die Analogie zur Grundstruktur des Bildungsromans aufzuheben. Ein Element, das diese Analogie hingegen stärker betont und die Idee eines lebensgeschichtlichen Bildungsprozesses widerspiegelt, ist die an die botanische Morphologie angelehnte Vorstellung des Wachstums. Sie ist das naturwissenschaftliche Korrelat des Bildungsprozesses und hebt auf die organische Entfaltung des Lebens aus vorgegebenen Anlagen ab.<sup>89</sup> Bei Peters heißt es entsprechend dazu: »Das Werdende erweckt unsere Kräfte. Denn Leben ist Wachsen« (31).

Die Frage, warum Peters das Narrativ des Bildungsromans bemüht, um eine innere Progression des Erfolgs zu fokussieren, kann aus der institutionellen Perspektive verschieden beantwortet werden. Erstens handelt es sich um ein Narrativ, das allein wegen seiner kulturhistorischen Bedeutung größte Akzeptanz besitzt. Zweitens ist das Ideal einer sich selbst vervollkommenenden Persönlichkeit von einer geradezu naiven Positivität getragen, die eine unwiderstehliche Attraktivität entfaltet, insbesondere wenn sie als Erfüllungsphantasie an die Rezeption eines Ratgebers gekoppelt ist. Drittens offeriert Peters damit ein Narrativ, das in bewusster Abkehr von der Gegenwart eine Identifikation mit der humanistischen Wertkultur aus vergangenen Zeiten anstrebt.

<sup>84</sup> Ebd., 28.

<sup>85</sup> Vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M. 2012, 29–38.

<sup>86</sup> Vgl. Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*, 31–33.

<sup>87</sup> Vgl. Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, 29–34.

<sup>88</sup> Ebd., 30.

<sup>89</sup> Vgl. Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*, 2 u. 30–33.

Freilich wird diese Orientierung an einem früheren Bildungsideal gegen Ende der 1920er Jahre von prominenter Stelle als unzeitgemäß betrachtet werden. Im Vorwort zu der dreibändigen Reihe *Der erfolgreiche Mensch* (1928) bemerkt ihr Herausgeber Ludwig Lewin gleich im ersten Satz: »Es könnte scheinen, als ob der ›der gebildete Mensch‹ das Ideal von gestern wäre«.<sup>90</sup> Nach Lewin kann Erfolg deshalb nicht nur nicht in der inneren Bildung des Menschen liegen, er erfordert auch einen kulturellen Paradigmenwechsel, der in Gestalt ›des erfolgreichen Menschen‹ eine neue anthropologische Grundlage erhält. Das einstige Ideal von der Harmonie der Persönlichkeit kann für den modernen Menschen deshalb nur in einer ausgleichenden Formel bestehen: »Bildung nach innen und Erfolg nach außen«.<sup>91</sup>

Dass Peters also gegen die Zeichen der Zeit ein Narrativ bemüht, das die Verinnerlichung des Erfolgs implementiert, kann vor diesem Hintergrund nur als Versuch gewertet werden, der fortschreitenden Ablösung von einem humanistischen Bildungsideal entgegenzuwirken. Auf diese Weise spricht Peters im oben erwähnten Sinne natürlich eine Leserschaft an, die in diesem Narrativ ein vertrautes und positiv besetztes Schema glückender Selbstbildung entdeckt, die mit ihm aber vor allem auch die Überzeugung teilt, dass die Modernisierung einen Verlust der bürgerlichen Wertkultur bedeutet. Insofern ist das Narrativ eines verinnerlichten Erfolgs, wie es für viele Narrative in der Ratgeberliteratur gilt, auf eine »Vorgeschichte von Verlusten an [...] Institutionen zur Vermittlung von Verhaltenssicherheit«<sup>92</sup> bezogen, aus der eine spezifische Bedürfnislage entspringt. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang in Peters' Kritik der mechanisierten Industriearbeit. Während Lewin mit der Trennung des Erfolgs von der inneren Bildung des Menschen »ein ausdrücklich transatlantisches Projekt« verfolgt, das dazu dient, »die Kulturwerte Europas, ein universales Wissen über Körper, Geist und Seele, mit der amerikanischen Methodik, mit effizienten Techniken eines zielorientierten Lebens«<sup>93</sup> zu vereinen, fordert Peters einen deutschen Sonderweg. Im Kapitel *Amerikanismus oder deutscher Geist in der Arbeit* wird demgemäß das Sinnbild amerikanischen Effizienzdenkens, der Taylorismus, in die Mangel genommen. Im sogenannten Taylor-System, das nach dem amerikanischen Ingenieur Frederick Winslow Taylor benannt ist und eine rationalistische Betriebsführungslehre darstellt, sieht Peters eine »erschreckend kulturlose Auffassung vom schaffenden Menschen« (196), die diesen entpersönliche und zu einem »zweckvolle[n] Automat« (196) degradiere, der nur zum Geldverdienen da sei. Entpersönlichung und Mechanisierung sind zwei der Stichworte, die nach Peters die Verlusterfahrung einer Arbeit beschreiben, die nicht mehr zur inneren Entwicklung der Persönlichkeit beiträgt und so ihre Bedeutung als pädagogische Institution (»Die Arbeit ist die wahre Schule des Charakters«, 10) verliert. Indem

---

<sup>90</sup> Ludwig Lewin: »Vorwort«. In: Ders. (Hg.): *Der erfolgreiche Mensch. Band I: Voraussetzungen des persönlichen Erfolges*. Berlin/Zürich: Eigenbrödler-Verlag 1928.

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> Heimerdinger: »Der gelebte Konjunktiv«, 107.

<sup>93</sup> Heiko Stoff: »Der erfolgreiche Mensch. Ludwig Lewins transatlantisches Projekt, 1928«. In: Stephanie Kleiner/Robert Suter (Hg.): *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900-1940*. Berlin 2015, 135-159, hier 136.

also Peters der Modernisierungstendenz entfremdender Arbeit das Narrativ verinnerlichten Erfolgs entgegensezetzt, suggeriert er nicht nur, dass es eine ideelle Sphäre der sinnerfüllten Arbeit gibt, sondern dass sein Ratgeber zur Bewältigung der mit der modernen Arbeitsteilung einhergehenden Verunsicherung beitragen kann.

Die Berufung auf ein Bildungsideal, das in der Seele ihr letztes Prinzip anerkennt, geht, wenn man so will, mit einer Autorisierung von höchster Stelle einher. Peters spricht, indem er die Verinnerlichung des Erfolgs fordert, im Namen einer Instanz, die nicht weiter begründbar ist und gemäß ihren tradierten Attribuierungen als Ursprung alles Guten und Schönen gilt (vgl. Kap. 2). Eine derartige Macht ist nicht nur selbsttrefrenziell, sie erfordert auch keine weitere Expertise, um sich auf sie als legitimatorische Instanz zu beziehen. Von daher erklärt es sich, dass Peters keinerlei Referenzen angibt, warum gerade er geeignet ist, die entpersönlichende Arbeitsweise des Industriezeitalters zu reformieren. Die Ratschläge, die er diesbezüglich erteilt, sind entsprechend dem unterlegten Bildungsideal mit kulturkritischen Ressentiments gespickt und befassten sich vorzugsweise mit Methoden der geistigen Aneignung und verinnerlichenden Rezeption. So soll durch wiederholtes Lesen eines Buchs oder die vertiefende Betrachtung eines Bilds eine Verschmelzung der Dinge mit der Erfahrung und dem Tun (vgl. 153) erreicht werden. Peters spricht hier von geistiger Besitznahme durch ein »inneres Erleben« (151).

Dass dabei traditionelle Medien wie das Buch oder Bild neueren Medien gegenübergestellt werden, entspricht der ideologischen Agenda von Peters Text. Insbesondere die Zeitung gerät dabei in die Kritik, da sie »ein falsches Bildungsideal« vermitteln würde, indem sie nur noch »brockenhaftes, gestückeltes, zersetzes Wissen« (156) liefere. So-wohl die Zerstückelung des Wissens beim Zeitunglesen als auch die Entpersönlichung der Arbeit durch Automation sind hier als Figurationen der Instabilität zu verstehen, die für die Desintegrationseffekte der modernen Massenkultur stehen. Angesichts dessen verheißen Peters' Ratschläge zu einer verinnerlichten Bildung eine Stabilität, in der die Einheit der Persönlichkeit durch die Einheit aus Geist und Arbeit gewahrt bleibt (zur Stabilität im Ratgeberdiskurs siehe 3.1). Ein unauslöschlicher Bezugspunkt dieser intrapersonalen Stabilität ist das Biographische. In ihm allein ist die Idee eines einheitlichen Bildungsgangs, die sich in der Progression zu einem konsistenten Ich verwirklicht, verbürgt. Da aber der Fabrikarbeiter nur ein »Teilarbeiter« ist, der nicht das fertige Werk vor sich sieht (vgl. 82), kann er auch nicht als Zeugnis einer sich selbstbildenden Persönlichkeit dienen. Das kann nur der Künstler oder das Genie. »Der Künstler verschmilzt mit seinem Werk, in das er seine Seele legt« (82). Es ist klar, dass sich ein derart elitäres Bildungskonzept nur in den Biographien von einigen wenigen Ausnahmepersönlichkeiten wie Goethe, Schiller, Wagner, Zeppelin, Bismarck, Hindenburg u.a. verwirklichen kann. Indem Peters diese durch den gesamten Text als Referenzgrößen eines innerlichen Erfolgslebens anruft, führt er ein grundlegendes Paradox der Erfolgsratgeber vor Augen; nämlich dass der Erfolg trotz anderslautender Offerten nicht für alle Menschen gleichermaßen zu erreichen ist (vgl. 1.1).

Das Sprechen im Namen eines höheren Bildungsideals bedingt, da es sich auf das absolute Wahrheitsregime der Seele beruft, eine spezifische Schreibweise. Das wird in Peters Text an einer Stelle selbst thematisch. Dort wird gemutmaßt, dass die Form, in der die Allgemeinheit die »kleinen Menschlichkeiten« der genialen Ausnahmepersön-

lichkeit kolportiert, die Anekdote ist (vgl. 36). Peters lässt keinen Zweifel daran, dass diese Form ungeeignet ist, um die Größe eines genialen Menschen auf würdige Weise zu bemessen. Zu sehr werde darin die Sicht darauf eingeschränkt, was der Masse »an dem Genius ihresgleichen ist« (36). Man kann in dieser Bemerkung wohl eine stilistische Maxime sehen, die Peters seinem eigenen Schreiben auferlegt. Demnach ist eine Sprachform, die nicht das Große, Göttliche und Ewige einer »Seelenlehre der Arbeit« erfasst, für deren Erörterung ungeeignet. Das erklärt, warum Peters das Gesagte meistens als apriorische Wahrheiten präsentiert, warum er an vielen Stellen einen geradezu apodiktischen Ton anschlägt, der einen absoluten Geltungsanspruch einfordert, und warum er immer wieder ins Pathetische, Phrasenhafte und Hyperbolische abgleitet. Bevorzugte Stilmittel hierfür sind neben Allaussagen (»ein seelisches Grundkapital hat [...] jeder Mensch«, 108), spekulativen Urteilen (»Persönlichkeit ist Seele«, 127) und pathetischen Floskeln (»Erfolg ist etwas, was nicht ohne Opfer errungen wird«, 133) immer wieder Vergleiche (»Mit dem Vorwärtskommen ist es wie mit einem vollbesetzten Eisenbahnhug«, 41), Gleichnisse (»Der schaffende Mensch ist der lebende Mensch«, 16), Metaphern (»Erfolg ist die Fackel, die irgendwo in Fernen vor uns leuchtet«, 23), Lebensweisheiten (»Niemandem wird der Erfolg in den Schoß geworfen«, 35), Redewendungen (»Die Angestellten tanzen ihnen auf der Nase herum«, 56) und Prophezeiungen (»Ein Volk ist von der Stunde an verloren, an der es keine großen Männer mehr gebiert«, 37). Was alle diese Sprachfiguren teilen, ist, dass sie die höhere Wahrheit des Bildungsideal schriftlich fixieren und ihm damit als normative Instanz überhaupt erst Geltung verschaffen. Das kann bei allem Pathos auch Tautologien (»Masse bleibt Masse«, 88) oder Ungereimtheiten (»Ein tatkräftiger Mensch wirkt wohltuend, auch wenn er gar nichts Sichtliches tut«, 58) einschließen. Weil viele der Sätze bei Peters Spruchcharakter haben, herrscht an manchen Stellen eine parataktische Schreibweise vor, die nur eine lose Kohärenz zwischen den Sätzen schafft. Ein Beispiel:

Je größer der Widerstand, je toller das Mißgeschick, desto mehr Kräfte wirft der schaffende Mensch ins Gefecht. Alle Kraftquellen in uns strömen. Die innere Spannung erhöht sich. Wir sind wie kühne Wagenlenker, die das ungebärdige Gespann an straffen Zügeln halten müssen. Das Mißgeschick ist wie ein Gegner, mit dem wir ringen. Die Waffen klirren. Er oder wir! (32)

Zwar lassen sich die Sätze durch das gemeinsame isotopische Feld des Kampfes aufeinander beziehen, aber sie können, weil kaum kohäsive Mittel zur Vor- und Rückverweisung verwendet werden, gleichermaßen isoliert betrachten werden. Insbesondere der Satz »Wir sind wie kühne Wagenlenker...« geht nicht unbedingt aus dem Zusammenhang hervor und könnte auch für sich allein stehen. Diese Tendenz zur parataktischen Isolation gibt noch einer ganz anderen Sprachform Raum: dem Aphorismus. Harald Fricke hat bekanntlich die »kontextuelle Isolation« zum poetischen Grundprinzip des Aphorismus erhoben und damit gemeint, dass sich Aphorismen gegenseitig ausschließen.<sup>94</sup> Streng genommen fallen unter Frickes Bestimmung nur Aphorismenketten, die

---

94 Vgl. Harald Fricke: *Aphorismus*. Stuttgart 1984, 7-10.

durch ihre unmittelbare Nachbarschaft eine potenzielle Vor- und Rückbezüglichkeit besitzen, aber eben nicht ausführen. In etwas abgewandelter Form kann man entsprechend sagen, dass die bei Peters in den Text gestreuten Aphorismen vor allem durch ihre kontextuelle Isolation hervorstechen, das heißt, dass sie sich von vorhergehenden und nachfolgenden Absätzen relativ weit absetzen. So etwa der folgende Aphorismus, der auf einen Absatz über die Freude in der Arbeit folgt und an den ein Absatz über den Schweizer Maler Arnold Böcklin und dessen handwerkliche Mühen während der Bildproduktion anschließt:

Der Faule wartet in der Arbeit auf seine ›guten Stunden‹. Aber er hat immer Pech; denn er hat meist schlechte. (62)

Weniger aphoristisch geht es zu, wenn Peters in *Arbeit, Kraft und Erfolg* über die Ursachen der Nervosität und ihre Heilung spricht. Hier kommt mit dem Raum eine narrative Kategorie zum Zug, die als wirklichkeitsbildendes Modell an der Erzeugung von kulturell wirksamen Raumvorstellungen teilhat.<sup>95</sup> Dass der Nervendiskurs um 1900 die räumliche Wahrnehmung der Wirklichkeit mitbestimmt und eine medizinisch codierte Topologie entwickelt, zeigt sich schon daran, dass die Großstadt ein festes Element in der Ätiologie der Nervenkrankheiten bildet. So schreibt ein Arzt über die Entstehungsgründe der Nervenzerrüttung: »Die Nervenzerrüttung ist ein Produkt unseres modernen Lebens, das, zumal in Großstädten, nur die Abwechslung zwischen Arbeit und Vergnügen, aber keine Ruhe kennt«.<sup>96</sup> Neben einem überbordenden Vergnügungsangebot zählt, wie ein anderer Arzt zu berichten weiß, zu den Schädlichkeiten des Großstadtlebens außerdem: »Ohrenbetäubender Lärm von rasselnden Wagen und Eisenbahnen, das laute Getöse der zahlreichen mit starkem Geräusch arbeitenden Fabriken, das enge Zusammenleben der großen Menschenmassen ohne genügende frische Luft [...], dazu die schreienden, rennenden, hastenden Menschen, das Plagen und Jagen ohne Aufhören«.<sup>97</sup> Hinter diesen eher deskriptiven Großstadtdarstellungen steht eine Moderne-Erzählung, die den zivilisatorischen Fortschrittsprozess als Krankheitsgeschichte fasst und damit den archetypischen Plot der Tragödie bemüht, um die ambivalenten Erfahrungen der Modernisierung in ein sinnhaftes Geschehen umzudeuten. Hayden White hat mit seinen metahistorischen Studien gezeigt, dass die Geschichtswissenschaft neben der Tragödie auch die archetypischen Plots der Romanze, Komödie und Satire verwendet, um kontingente historische Entwicklungen nachträglich mit einer bestimmten Bedeutung auszustatten.<sup>98</sup>

<sup>95</sup> Ansgar Nünning: »Wie Erzählungen Kulturen erzeugen: Prämissen, Konzepte und Perspektiven für eine kulturwissenschaftliche Narratologie«. In: Alexandra Strohmaier (Hg.): *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*. Bielefeld 2013, 15–53, hier 34–40.

<sup>96</sup> Max Baum: *Wie beseitige ich meine Nervosität? Erprobte ärztliche Ratschläge für nervöse Menschen*. Leipzig: Ernst'sche Verlagsbuchhandlung 1903, 7.

<sup>97</sup> Wilhelm Wilke: *Nervosität und Neurasthenie und deren Heilung*. Hildesheim: Franz Borgmeyer 1902, 36.

<sup>98</sup> Vgl. Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas. Frankfurt a.M. 1991, 21f.

Die Markierung des großstädtischen Raums als Entstehungsort der Nervenzerrüttung verweist aber nicht nur auf das tragische Narrativ einer krankmachenden Moderne, sie eröffnet auch einen alternativen Raum der Heilung. So stellt ein Facharzt für Naturheilkunde begeistert fest: »Es ist immer wieder erstaunlich zu sehen, wie rasch ein Kranker [...] schon durch einen kurzen Aufenthalt auf dem Lande die im modernen Getriebe erworbenen Krankheitsgefühle verliert«.<sup>99</sup> Die semantische Entgegensetzung von Stadt und Land als Räume der Krankheit und Gesundheit findet sich ähnlich auch bei Peters. Dort fügt sie sich in die für die Ratgeberliteratur typische zweipolige Pragmatik aus Problemdefinition und Problemlösung ein und ermöglicht so die narrative Modellierung einer heilsamen Transformationsbewegung.<sup>100</sup> Als theoretische Grundlage der Beschreibung können hier Jurij Michailowitsch Lotmans Überlegungen zur Raumdarstellung in Erzähltexten dienen, die auf der Einsicht gründen, dass die Gestaltung von räumlich unterschiedenen Weltteilen eine semantisch codierte Grenze implementiert, die durch den Übertritt einer Figur zu einem handlungsdynamischen Element des Sujetaufbaus wird.<sup>101</sup>

Peters illustriert diese räumlich modellierte Transformationsbewegung anhand des Nervösen, der als typisierter Held viele der charakteristischen Krankheitszeichen eines Nervenleidens wie Zerstreutheit, Reizbarkeit oder Übellaunigkeit an sich trägt und der wegen fehlender persönlicher Eigenschaften eine breitenwirksame Identifikationsfigur darstellt (84f.). Letzteres dürfte auch der Grund sein, dass der *Typus* des Nervösen oder Neurasthenikers viel häufiger in der Ratgeberliteratur auftaucht als der *einzelne* Nervenkranke, der durch die besonderen Umstände seines Falls viel eher individuelle Züge annimmt und daher eine singuläre Erscheinung ohne Verallgemeinerungspotenzial bleibt.<sup>102</sup>

Auch für Peters geht es darum, dass die heilsame Transformation des Nervösen von möglichst vielen Rezipienten adaptiert und auf ihre eigene Leidenssituation übertragen werden kann. So kann er nicht nur die allgemeine Regel ausgeben, dass der Nervöse, um Erfolg zu haben, alle seine »lebensfeindlichen Gefühle« ablegen muss, sondern auch das grobe Verlaufsschema dieser persönlichen Wandlung vorskizzieren. »Aus Schwanken, Zweifeln, Überlegen, Grübeln heraus soll er [der Nervöse, Anm. HG] zu Beherrschtheit, zu Sammlung und Entschluß kommen« (85). Was die so illustrierte Wandlung des Nervösen nicht zeigt, ist, dass die heilsame Transformation nur durch einen »Wechsel des Ortes« und dem Herausreißen des Kranken aus seinem gewohnten Lebensumfeld erfolgen kann. Dabei gilt es allerdings zu beachten, dass einerseits der Raum bei Peters als eine lebensweltliche Einflussgröße gedacht wird, die das Verhalten des Nervösen maßgeblich konditioniert und entsprechend an der Ausbildung seines zerstreuten und flatterhaften Charakters teilhat. Andererseits führt diese Konditionierung aber auch

<sup>99</sup> Kapferer: *Die Nervosität und ihre Heilung durch naturgemäße Behandlung*, 34f.

<sup>100</sup> Zur Problemdefinition und Problemlösung als bestimmendes Kriterium ratgebender Texte vgl. Walter Hömberg/Christoph Neuberger: *Experten des Alltags. Ratgeberjournalismus und Rechercheanzeigen*. Eichstätt 1995, 9ff; vgl. Kessler: *Der Buchverlag als Marke*, 55.

<sup>101</sup> Vgl. Jurij Michailowitsch Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. Aus dem Russischen von Rolf-Dietrich Keil. München 1972, 329-340.

<sup>102</sup> Zum Verhältnis von Typus und Fall in der nierenmedizinischen Ratgeberliteratur um 1900 siehe Gruner: »Typisch nervös«.

dazu, dass sich der Nervöse der therapeutisch indizierten Entfernung aus seiner gewohnten Umgebung widersetzt.

Oft [...] sträubt sich der Nervöse mit Händen und Füßen dagegen, aus seinem Geschäft, seiner Arbeit herausgerissen zu werden. Denn dieses Jagen, dieses immerwährende Angespanntsein, dies Sorgen, Anordnen und Erledigen – das alles ist ihm Bedürfnis geworden, Manie, Leidenschaft, Laster, wie einem andern russische Zigaretten, Absynth oder Opium. (85f.)

Das wahre Verhängnis des Nervösen ist es also, dass er durch die dauernde Belastung im Geschäft und bei der Arbeit so konditioniert ist, dass er gar nicht mehr anders kann, als sich immerfort dieser Belastung auszusetzen. Gleich einer Manie oder einer Rauschmittelsucht übernehmen die Nerven die Kontrolle über sein Handeln und bilden zusammen mit den Funktionsgesetzen der Arbeitswelt einen unentzerrbaren Zirkel.

Allerdings dient diese tragisch anmutende Ausgangslage vor allem dramaturgischen Zwecken. Denn je größer der Widerstand ist, um dem fatalen Zirkel der Arbeitswelt zu entfliehen, desto dynamischer erscheint die heilsame Transformation des Nervösen. Das wird nicht zuletzt daran erkenntlich, dass dessen Nerven auch nach Ausbruch aus der krankmachenden Arbeitswelt wie eine »selber laufende ruhelose Höllenmaschine« (86) fortagieren. Demzufolge genügt es nicht – so ließe sich die Lehre dieses Narrativs formulieren – nur eine kurze Auszeit von wenigen Tagen zu nehmen, die selbstverständlich »auf einem Dorf oder wandernd durch Wälder und Auen« (86) zu verbringen wäre. Indem Peters den ländlichen Raum als einen Raum vorführt, in dem der Nervöse neu konditioniert wird und die Nerven wieder ihre normale Funktion erlangen, ohne die manischen Reaktionen der Daueranspannung zu äußern, präsentiert er dessen heilsame Transformationsbewegung als in sich kohärente und abgeschlossene Episode. Daran wird noch einmal ersichtlich, wie die dargestellten Raumstrukturen ganz nach Lotmans Theorie ein genuin ratgeberisches Narrativ bilden, das über die semantisch entgegengesetzten Räume der hektischen Arbeitswelt und des ruhigen Landlebens die positive Entwicklung eines typisierten Helden illustriert, der durch die erfahrene Neukonditionierung seines Charakters auch zum Erfolg fähig ist.

Dass diese räumlich dargestellte Entwicklung eine Bewegung einschließt, die von einer geradezu tragischen Ausgangslage – dem fatalen Zirkel der Arbeitswelt – zu einem glücklichen Ende ohne die erfolgshemmenden Beschwerden der Nervosität verläuft, macht die Attraktivität dieses Narrativs aus und begründet sein ästhetisches Wirkungspotenzial. Dabei geht es weniger darum, ob die Transformation des Nervösen in allen Einzelteilen einen absolut stimmigen Plot ergibt, als vielmehr darum, dass sie eine Hoffnungsperspektive auf eine bessere Zukunft einschließt und durch ihre typisierte Form für eine breite Identifikation beim Publikum offensteht. Nicht zuletzt ist darin auch der Grund zu sehen, warum Peters die Heilung des Nervösen nicht in einer explizit auserzählten Geschichte anlegen muss und das Schema der räumlich inszenierten Transformationsbewegung ausreicht, um den positiven Sinn des Narrativs zu erfassen (vgl. 1.3).

Bedenkt man außerdem, dass Peters kein Arzt ist und dass die Erholungskur auf dem Land auch von medizinischen Laien ohne fachliche Vorkenntnisse durchgeführt werden kann, ist dem Raum zudem eine eminent institutionelle Bedeutung eingeschrieben. Er markiert nicht nur einen Heilungsprozess, der außerhalb der Institutionen der Medizin (Sanatorium, Krankenhaus, Arztpraxis etc.) stattfindet, sondern der den Ratgeber zum Ort eines alternativen Heilungswissens macht. Peters Ratgeber steht damit zu einer Gruppe von laienmedizinischen Ratgebern in Beziehung, die um und nach 1900 die Autorität der Medizin infrage stellen, indem sie Laien zur Selbsttherapie ermächtigen.<sup>103</sup> Und wenn Peters am Anfang von *Arbeit, Kraft und Erfolg* sagt, dass der Körper das »zeitlich-feste Schutzgebiet des Geistes« (8) ist, dann ist der Raum nicht nur ein revolutionäres Element einer aufstrebenden Laienmedizin, sondern auch das physische Medium der inneren Reise zum Erfolg.

---

103 Siehe dazu ausführlich Horst Gruner/Wim Peeters: »Meine Nervosität. Der autobiographische Fall in Nervenheilratgebern um 1900«. In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung* 6/2 (2017), 71-90.